

Einleitung

Der Ausgangspunkt dieser Einlassungen war der Versuch, ein Phänomen zu beschreiben, das in modernen Gesellschaften unter die Räder zu kommen scheint und sich nur indirekt, etwa als ungestilltes Bedürfnis in Erinnerung bringt: Fürsorge. Der Begriff ist problematisch. Einerseits erscheint er banal, als Beschreibung des Umstands, daß jemand sich nicht selbst zu helfen vermag und eines Anderen bedarf. Im Sprachgebrauch versteht man gar die Verkürzung dessen darunter, also staatliche Unterstützung zum Lebensunterhalt.

Näher betrachtet, entfaltet sich aber ein höchst komplexer Begriff. Schon das simpelste Begriffsverständnis verweist auf den Spannungsbogen zwischen Fürsorge und (der Fähigkeit zur) Selbstsorge. "Fürsorge" erweckt hier den Eindruck eines Kompensats. Etwas ist beschädigt oder unfertig, jedenfalls "hilflos" und muß daher umsorgt werden. Man denkt an Arbeitslose, Alte und Kleinkinder. Wie aber steht es tatsächlich mit Selbstsorge und Fürsorge? Es handelt sich - das folgende ist nicht definitorisch zu verstehen! - um Strategien zur Verstetigung der Bedürfnisbefriedigung. So weit der Mensch materieller und sozialer Versorgung Bedarf, versucht er, diese möglichst dauerhaft zu sichern. Die "Sorge" ist nicht allein begrifflich gewordene Angst um die Ausstattung des Lebens, sondern gleichermaßen die Fähigkeit, Vorkehrungen zu treffen. Was sind nun die Wurzeln solcher Sorge? Wo findet sie statt, wie organisiert sie sich, wie wird sie wahrgenommen?

Der Verdacht drängte sich auf, daß sich dahinter mehr verbirgt als die simple Organisation von Hilfen, nämlich der Grundkonflikt zerfallender Gesellschaften. Steigt man in das Thema ein, gelangt man bald und immer wieder zu Problemen der Ökonomie und ihrer zeitgeistigen Ideologie. Zwischen Fürsorge und Selbstsorge finden sich die Menschen wieder als Verbraucher, Konsumenten und Kostenfaktoren.

In den gesättigten Gesellschaften, in denen man Hunger und Not für ausgestorben hält und in denen die Armen nicht nur mit dem Wichtigsten versorgt sind, sondern durchaus auch Luxusgüter besitzen, geht dennoch die Angst um. Angst, den Arbeitsplatz zu verlieren, den Wohnort wechseln zu müssen, zu einer Beschäftigung gezwungen zu werden, nicht anerkannt zu werden, Angst um die vor allem materielle Sicherheit, aber auch vor Terror, Kriminalität und Einsamkeit. Die Entwicklung des Einkommens und Vermögens der Reichen ist nicht mehr nachvollziehbar. Welchen Sinn macht es, unvorstellbaren Reichtum noch zu vergrößern? Wie kommt es, daß im Bewußtsein der "Grenzen des Wachstums" dennoch nur Expansion, "Wirtschaftswachstum" als ökonomische Strategie zulässig ist und schon eine stagnierende Entwicklung zum Elendsszenario gerät? Warum sind Menschen, die in einer Weise versorgt sind und materielle Lebensbedingungen vorfinden, von denen die wirklich Armen nicht zu träumen wagen, permanent unzufrieden? Was fehlt ihnen? Solche Fragen sollen nicht in ausgetrampelten historischen Vergleichen abgehandelt werden oder in soziologische Erklärungen eingewickelt, die den Status Quo als eben so und nicht anders bestätigen, sondern philosophisch betrachtet. Das Medium ist das Modell einer Wirklichkeit, in der Menschen pendeln zwischen dem Phantasma der reinen Freiheit und dem Bedürfnis nach Geborgenheit. Das Problem der Stillung materieller und sozialer Bedürfnisse führt hinein in Betrachtungen, die sich u.a. intensiv mit Ökonomie, ihren Bedingungen und den Ideologien dazu beschäftigen. Die Form der "philosophischen Polemik" nimmt Rücksicht auf die Motivlage und den Zusammenhang, in dem die Ausführungen stehen. Es geht nicht darum, gelehrt daherzuschwätzen und so zu tun, als müsse man nur einige Zitate und Referenzen artig kennzeichnen, und schon hätte man unumstößliche Weisheiten zu bieten. Im Gegenteil: Der Text ist angreifbar und greift im Wissen darum selbst an. Die Absicht ist Streit. Die Form soll das nicht kaschieren. Nach einer kurzen Klärung der theoretischen Basis in Form eines Hinweises auf Hintergründe, die zum Verständnis beitragen können, folgt ein intensiver Blick auf die Wirklichkeit im Jahre 2005 in einem Land mitten in Europa.

Wunsch, Wirklichkeit und Fürsorge

Nach Freud ist Wirklichkeit zu verstehen als Wunschabwehr. Für den Menschen ist Wirklichkeit gebunden an die Tätigkeit, sein Wollen nicht unmittelbar zu verfolgen, sondern Strategien zur Wunscherfüllung zu entwickeln. Das heißt zunächst, den Wunsch zurückzuweisen, um die Wahrscheinlichkeit der Erfüllung zu erhöhen. Insoweit bedeutet "Wunschabwehr" gleichzeitig, daß der Wunsch einen höheren Rang erhält, als er im Versuch einer sofortigen Befriedigung hätte. (Freud sah das möglicherweise anders).

Das bedeutet frei interpretiert: Realität entsteht zwischen direkter Befriedigung und Halluzination bzw. Traum. Der Mensch ist in der Lage, seine Vorstellungswelt auf eine Wunscherfüllung abzustellen, die zeitlich flexibel ist. Er kann sogar eine Triebbefriedigung auslassen, die möglich ist. Man kann Hunger haben und trotzdem nichts essen, wenn es sinnvoll ist oder damit z.B. Lustgewinn verbunden ist. Hiermit entstehen auch die Zeitebenen: Vergangenheit als Erinnerung an Triebbefriedigung, Gegenwart als Aktualität des Reizes und Zukunft als Vorstellung der Triebbefriedigung, als kultivierter Wunsch.

Damit eröffnet sich eine menschliche Dimension, die charakteristisch ist für die Gattung Mensch: Der Mensch entwirft sich selbst. Er macht sich ein Bild von sich, er wünscht sich eine Zukunft herbei, in der er eine ihm genehme Stellung einnimmt. Das kann, im einfachsten Fall, die Zukunft als Gesättigter im Angesicht des Hungers sein, es kann die Zukunft als Familienvater oder Braut sein, es kann auch die als Ferraribesitzer sein.

Die Befriedigung der unmittelbaren und essentiellen Triebe lassen wir außen vor, da sie nur als sublimierte für die Kultur relevant sind. In diesem Sinne soll hier die Rede sein von Wünschen, also Vorstellungen, aus denen sich Ziele ableiten lassen.

Hier wiederum kann eine für die Entwicklung und Ausprägung einer Kultur und Gesellschaft grundlegende Unterscheidung getroffen werden, nämlich die zwischen individuellen und kollektiven Wünschen. Die Phantasien des Individuums, der Einzelnen, kennen keine Grenzen. Dem entsprechend ist es auch grundsätzlich möglich, daß sich Einzelne Ziele setzen und Wünsche entwickeln, die für alle anderen keine Ziele sind, sondern im Gegenteil Vorstellungen, die sie ablehnen. Außerdem ist es auch denkbar, daß es eine Menge von Einzelnen gibt, deren Wünsche aneinander völlig vorbeigehen. Die Frage wäre hier die nach den Bedingungen für solche Ansammlungen divergierender Wünsche und nach ihren Folgen.

Wie verhält sich eine Gesellschaft, in der jeder etwas anderes will? Warum gibt es solche Gesellschaften? Kann man überhaupt noch von "Gesellschaften" sprechen?

Einen Schritt zurück gehend, will ich aber die Perspektive einnehmen, die die andere Art der Wünsche eröffnet: Die kollektiven Wünsche. Die Vorstellung einer Gemeinschaft oder Gesellschaft, die als Bedingung für die Erfüllung der Wünsche der Einzelnen von den Einzelnen mitgedacht wird. Hier fällt das Phänomen ins Gewicht, daß die Achse mehrerer Dimensionen darstellen kann: Fürsorge.

Fürsorge mag verstanden werden als eine Art Instinkt der Elterngeneration gegenüber der Brut, als Bemuttern. Sie ist aber ebenso der Angelpunkt zwischen individuellen und kollektiven Wünschen. Fürsorge ist ein ganz eindeutig kollektives Phänomen. Die elterliche Fürsorge ist die Grunderfahrung menschlichen Lebens, ohne die das Überleben nicht möglich ist. Dem entsprechend wird sie durch intuitives Schreien eingefordert und ihr Fehlen vom schutzbedürftigen Kind als lebensbedrohlich empfunden.

In der nächsten Stufe der kindlichen Entwicklung gerät die Fürsorge als Rollenspiel zur basalen Übung zur Integration in die Gemeinschaft, in der gleichzeitig das eigene Leben und Erleben reflektiert wird. Wenn Kinder "Familie" spielen, simulieren sie vor allem Fürsorge.

Erfahrungen mit erheblichen Störungen der Fürsorge sind als Traumata Ursache psychischer Erkrankungen, die häufig noch dadurch verstärkt werden, daß sich zu der Erinnerung an die traumatische Situation noch ein aktuelles Empfinden gesellt, das als mangelnde Fürsorge beschrieben werden kann.

Der Wunsch nach Fürsorge durch das Kollektiv ist gleichzeitig ein individueller, und zwar ein dringender und unbedingter. Das ändert sich auch dadurch nicht, daß er meist nicht als solcher registriert wird. Während Hunger irgendwann zum Essen zwingt, ist das Bedürfnis nach Fürsorge weder derart aufdringlich, daß die Einzelnen sich darum in entsprechendem Maße bemühen, noch wäre es so einfach zu befriedigen, denn es bedarf ja eines Kollektives, das solche Fürsorge leisten kann. Es ist daher in vielen Kulturen ungleich schwieriger, dieses Bedürfnis zu befriedigen, da sie nicht mehr spontan und aus ihrer Organisationsweise heraus die Bedingungen dafür bieten. Das betrifft vor allem (vielleicht ausschließlich?) die Gesellschaften, die sich Kleinfamilien bzw. zunehmend in noch kleineren Einheiten formieren.

In diesen modernen oder postmodernen Paradiesen für Psychologen hat sich eine fatale Tendenz festgesetzt hin zur Dominanz solcher Wünsche, die den Gedanken an Kollektive und Fürsorge gar nicht erst mehr aufkommen lassen. Die Überschwemmung der Einzelnen mit Konsumgütern und ihrer Vermittlung durch Werbung hetzt sie in die Vereinzelnung des "Status", des Zwangs, sich in einer Atmosphäre der Isoliertheit durch Äußerlichkeiten zu profilieren, und sie orientieren sich an extrem kurzlebigen Kollektiven, die sich durch den Erwerb gleicher Produkte definieren oder sonstwie als beliebige Ansammlung von Menschen ohne sozialen Bezug entstehen und vergehen. Sogenannte "Flash Mobs" illustrieren diese Entwicklung aufs Deutlichste.

Nun kann man sagen, daß solche Äußerungsformen extremer Natur sind, Randerscheinungen, die eben in "pluralistischen" Gesellschaften vorkommen. Dieses "Argument" ist insofern zulässig, als daß es als eines unter vielen gelten darf. In der Auslegung von Beobachtungen halte ich es allerdings für sinnvoll, die beobachteten Phänomene als Symptome zu lesen und aus ihnen Zusammenhänge zu konstruieren. Extremes Sozialverhalten ist demnach nicht als Ausnahme von der Regel zu vernachlässigen, sondern gerade anhand der Äußerungsformen solchen Verhaltens lassen sich Schlüsse auf den Zustand einer Kultur ziehen.

Im folgenden wird also stets auch spekulativ argumentiert. Ob die Menschen sich etwa einsam fühlen, könnte man durch statistische Erhebungen überprüfen. Je nach Design der Befragung würde man dann feststellen, daß es gar nicht so schlimm ist. Oder man stellt fest, daß die Menschen solche Einsamkeit als Preis für ihre Freiheit akzeptieren. Andererseits könnte man mit einer fertigen Theorie arbeiten und besser wissen, woran es liegt. Wahrscheinlich ist der böse Kapitalismus an allem schuld. Das ist zwar gar nicht so falsch, läßt sich aber derart sicher nicht überzeugend darstellen.

Die Vorgehensweise wird daher eine andere sein: Es gibt reichlich Beobachtungen, und da reicht auch die einzelne, die spontanes Kopfschütteln verursachen. Einige wurden bereits erwähnt. Anhand gerade dieser Überraschungen, die nicht so recht ins Bild und Selbstbild einer Gesellschaft und ihrer Individuen passen wollen, suche ich nach plausiblen Zusammenhängen. Das Phänomen der "Fürsorge" drängte sich bei diesem Versuch förmlich auf. Ob der Begriff sich am Ende der Arbeit auflöst, ob er differenziert werden muß oder aufgehoben, ist dabei völlig unwichtig. Es wird nicht mehr und nicht weniger gewagt, als eine These, die sich auf dem Markt der Ideen zu bewähren hat. Geht sie unter, war sie nicht gut genug.

Eingangs wurden Vorstellungen und Wünsche erwähnt, aus denen Menschen ihren Selbstentwurf beziehen. Es gibt einige grundlegende Unterschiede in den Wünschen, die nicht beliebiger Art sind, sondern sich qualifizieren lassen. So hat mich ein Freund und Kollege darauf aufmerksam gemacht, daß es Qualitäten von Vorstellungen gibt, die sich zunächst in zwei Kategorien einteilen lassen: pragmatische und utopische. Ich habe mir erlaubt, das zu erweitern und anhand dreier Sphären materieller Versorgung zu illustrieren: Dem Hungernden, dem Kleinwagenfahrer und dem Ferrarifahrer. Wir unterstellen, daß die Fahrer auch die Besitzer ihrer Wagen sind.

Die Trennung der Sphären von Sättigkeit und Not macht die zynische Karikatur perfekt. Der Ferrarifahrer kann nicht an die Not der Hungernden der (terminologisch ins Phantastische

verdrängen) "Dritten Welt" denken, zumal dann nicht, wenn man die Äquivalenzbehauptung in Form der Währungen zum Anlaß nimmt, Kraftfahrzeuge gegen Menschenleben aufzurechnen. Die Hungernden ihrerseits würden sich vermutlich halb wahnsinnig lachen angesichts des Wunsches, im Gegenwert so viel Brotes ein Auto zu kaufen.

Der Kleinwagenfahrer, der zwar auch schon die Not verdrängt hat und sich nicht einmal Gedanken um eine "zweite Welt" machen muß, mag dem "Pragmatischen" noch insoweit verhaftet sein, als daß für ihn Not zumindest noch als Abstraktion erster Ordnung vorstellbar ist, das heißt, für ihn ist denkbar, daß sie eintritt, und zwar unter Umständen, vor denen er nicht sicher ist. Er hat vermutlich kein Haus in seinem Besitz, womit ihm auf der Habenseite tatsächlich etwas Essenzielles fehlt. Er muß sich vermutlich ein Leben lang verdingen, um das Dach über seinem Kopf sein Eigen zu nennen. Doch auch er kann die irren Träume träumen, die des Ferraristis Sorgen sind. Geht es um Konsumgüter, sind die Unterschiede graduell. Ebenso in der Angst. Der Verlust des Arbeitsplatzes ist sehr viel wahrscheinlicher als der eines großen Vermögens. Die Fallhöhe aber ist unterschiedlich, und man darf mutmaßen, daß abstrakte Angst als negative Utopie nicht weniger wirksam ist als reale.

Der Verdacht liegt allerdings nahe, daß es eine Variante der utopischen Vorstellungen gibt, die einen Versorgungsstatus phantasiert, der völlig abgekoppelt ist vom Aspekt des Sozialen und auch keinen Bezug mehr erkennen läßt zu den Grundbedürfnissen. Sublimation treibt hier seltsame Blüten: Sie ist abstrahiertes Für-sich-Wollen (quasi Wollen an und für sich), ziellose Zielverfolgung: Gier. Das Besondere an solchen Vorstellungen ist, daß sie eben gar nicht erfüllt werden können. Wer von einem Ferrari träumt, ist schon auf dem besten Wege in den Irrsinn. Und wer einen hat und trotzdem noch materielle Wünsche verfolgt, um den ist es vollends geschehen. Sind solche Menschen wirklich wahnsinnig? Ist es widernatürlich, Wünsche zu entwickeln, die unerfüllbar sind bzw. Phantasien zu entwickeln, in denen nie genug Wünsche erfüllt werden?

Dem widerspricht einiges. Daß alle Lust Ewigkeit will, etwa, wie Goethe schon wußte. Und selbst die ehrenhaftere Variante der Wünsche, die mit Fürsorge korrespondiert, zehrt ja von einem Moment der Uneinlösbarkeit, auf die gerade Verwirklichung dennoch hinarbeitet: Die schlichte Arterhaltung als natürliche Phantasie der Unendlichkeit. Der Mensch weiß, daß er sterblich ist, hat aber ganz irdisch zumindest noch Rudimente des Arterhaltungstriebes in sich, der ihm gerade das ermöglicht, was er sich als Einzelner nicht erhoffen darf: Über sich hinaus zu leben und als Teil des Ganzen ewig zu sein. Daß sich ausgerechnet in den satten Gesellschaften die Bevölkerung ausdünn, deutet ebenfalls darauf hin, daß etwas nicht stimmt mit den Wünschen der Menschen. Es ist aber gar nicht die "Größe" der Wünsche und ihre Anbindung an direkte Erfüllbarkeit, die so merkwürdig erscheint. Nicht der Fokus aufs Utopische und der Verlust des Pragmatischen ist das Problem. Vielmehr scheint es so, als ob die ganze Sphäre der Wünsche sich losgelöst hat von ihrer natürlichen Basis. Die Vermutung liegt nahe, daß darin ein Grund liegt für die Ziellosigkeit des Strebens vieler.

Daß Arterhaltung an Fürsorge gebunden ist, war Jahrtausende lang zunächst unbewußte Selbstverständlichkeit. Erst der Mensch der Industriegesellschaft glaubt, auf jegliche soziale Rücksicht verzichten zu können und übersieht dabei nicht nur, daß er damit ein fatales Konzept befolgt, soweit es das langfristige Überleben angeht, sondern auch, daß er als Individuum unmittelbar unter dem Verlust der Fürsorge als integrierendem und somit auch Identität stiftenden Phänomen leidet. Es könnte sich herausstellen, daß sich mit dem Gewinn von Freiheit und der Erfüllbarkeit individueller Wünsche eine Tendenz entwickelt hat, die blind macht für einen weiteren Grund der Gier: Der unbewußte Verlust der Fürsorge, der auf absurde Weise durch Konsum zu kompensieren versucht wird.

Ist gesellschaftliche Schizophrenie identisch mit Freiheit? Das Dilemma beginnt bei der Durchtrennung der Nabelschnur, die erst die vorläufige Zweieinheit ermöglicht und erfordert. Individualität ist auch die Möglichkeit, als Individuum zu sterben, verlassen zu werden. Diese traumatische Erfahrung mag überkompensiert werden, womöglich besteht darin eine Wurzel der fatalen Selbstsorge. Hier mag überdies ein starker Antrieb für die Hegemonie des Männlichen in der

Kultur liegen: Die Frau kann die Verbindung qua Nabelschnur reproduzieren und nach jeder Trennung unmittelbar in Fürsorge übergehen, der Mann hat es versäumt, sich darin einbinden zu lassen und flüchtete sich derweil in die Produktionsarbeit, die er fortan zum lebensspendenden Prinzip erklärte, um sie schließlich mit dem Leben selbst zu verwechseln. In der Tat: Dankbarkeit ist aus Fürsorge nicht abzuleiten. Das ist das Schicksal der Mütter, die vielleicht deshalb keine mehr sein mögen.

Was aber ist aus Fürsorge abzuleiten? Ist sie reine Selbstgenügsamkeit des Kollektivs/der Natur, Arterhaltung und quasi atavistische Marotte, die auf ihre Ablösung durch technischen Fortschritt wartet? Ist der Mangel an Mangel, für den Fürsorge steht, die evolutionäre Last, derentwegen sie dem Untergang geweiht ist? Ist der Mensch dauerhaft nur zu Handlungen zu bewegen, wenn er bemerkt, daß ihm etwas fehlt und worin genau der Mangel besteht?

Das utopische Potential des Mangels, und sei es in seiner abstraktesten, wahnsinnigsten Form, der Gier, ist unbestritten. Selbstsorge, die weiß, daß sie nie wird leisten können, wonach sie strebt - totale Unabhängigkeit - und die ein gigantisches Potential an Realisierungsstrategien entwickelt, läßt als aktuelle Version des Realitätsprinzips nicht viel Raum für fürsorgliche Strukturen. Wenn es diesen Raum aber überhaupt gibt, kann er nur genutzt werden, wenn es ein utopisches Potential der Fürsorge gibt. Als Sozialdemokratie ist es just wieder einmal ausgestorben.

Wirtschaftskonzepte, basierend auf Fürsorge oder Selbstsorge als Realitätsprinzip

Um sich zu vergegenwärtigen, welche die psychischen Grundlagen der Wirtschaftssysteme sind, macht es Sinn, das Realitätsprinzip zu betrachten, dem sie folgen. Ausgehend von Freuds Begriff des "Realitätsprinzips" hat Herbert Marcuse in "Triebstruktur und Gesellschaft" die These aufgeworfen, es gebe eine "vorherrschende historische Form des Realitätsprinzips". Das muß erläutert werden:

Grob skizziert, entsteht das "Ich", das vernunftbegabte Subjekt, durch die Ersetzung des Lustprinzips durch das Realitätsprinzip. Der Mensch folgt, wie bereits geschildert, nicht einfach seiner Nase zum Triebziel, sondern er prüft die Situation unter Zuhilfenahme seiner Erinnerungen und koordiniert das Machbare mit dem Erwünschten. Dies geschieht im Individuum, aber es gibt durchaus auch kollektive Formen solcher Wirklichkeitserzeugung. Marcuse war der Ansicht, das "Leistungsprinzip" sei die "vorherrschende historische Form des Realitätsprinzips", die Menschen seien also darauf ausgerichtet, ihre Triebunterdrückung und die Restbefriedigung so zu organisieren, daß sie ihre Leistungsfähigkeit dem Kollektiv/der Gesellschaft zur Verfügung stellen können. Ob man diese Ansicht teilt, sei dahingestellt. Der Grundgedanke aber ist fruchtbar, und ich möchte ihn adaptieren in der Form, daß ich Marcuses Perspektive verlasse und eine andere einnehme. Marcuse hat sein Augenmerk auf die Funktion der Individuen als produzierende gerichtet. Sie sind in der Masse also Menschen, die arbeiten, etwas herstellen, Dienstleistungen erbringen und Mehrwert produzieren. Diese noch quasi marxistische Perspektive mag mit den Füßen auf Hegels Kopf stehen, aber sie macht den zweiten Schritt vor dem ersten. Daher war auch seine Hoffnung, die er auf die "Verwandlung der Sexualität in den Eros" setzte, recht gewagt. Der Gedanke, es gebe eine je aktuelle Form der Organisation des Realitätsprinzips, also nicht bloß ein Realitätsprinzip, das immer in der von Freud beschriebenen Form walten muß, ist sehr zu loben. Freuds starrer Blick auf die *Unterdrückung* der Triebe verführt überdies zu falschen Schlußfolgerungen. Der Glaube, es gebe auf der einen Seite die Triebe, die die Energie liefern und auf der anderen Seite die Organisation der Triebunterdrückung, die nur bestimmte Formen der Befriedigung zuließe, war schon bei Freud eher Axiom als Befund. Könnte es eine "Kultur" geben, die nur mit purer Gewalt die Triebe unterdrückt? Wäre es also am Ende die schiere Angst, die die Einzelnen dazu bringt, ihre Triebe in einer bestimmten Weise zu organisieren bzw. sie nicht auszuleben? Vielleicht wäre das möglich. Aber damit wäre die Fragestellung schon sehr eingeschränkt. Das Modell, demzufolge es einen Drang gibt, eine Bewegung, die in Bahnen geleitet wird, ist nicht falsch. Aber wie steht es mit der Möglichkeit konkurrierender Triebe? Eine

Fragestellung, die in der Sphäre der Gesättigten in den Vordergrund rückt. Was bewog schon in der Vergangenheit die Herrschenden zu herrschen? Was die Ausbeuter zur Ausbeutung? Waren sie von Leistungsprinzip ausgeschlossen? Und welches Realitätsprinzip beherrschte sie dann?

Im Fokus der Sorge um sich selbst und um andere erweitert sich das Bild. Die "Unterdrückung" der Triebe ist, wie bereits angedeutet, ja eine Strategie zu ihrer Erfüllung. Wer die Befriedigung aufschiebt, hat etwas davon. Es kann zu seinem Überleben beitragen. Es kann fundamental zum Überleben der Gattung beitragen. Es steigert Lust, und es sichert Macht, die wiederum Befriedigung ermöglicht. Diese Strategie "Triebunterdrückung" zu nennen, ist einäugig.

Die Frage stellt sich also eher, wie die Energie in Strategien eingebunden wird. Die Entwicklung solcher Strategien ist zunächst eine Fähigkeit und kein Hemmnis. Man kann auch das Teilen, das Verzichten auf Ressourcen und womöglich auf Triebbefriedigung zugunsten anderer "Unterdrückung" nennen. Aber es sollte auf der Hand liegen, daß nur so "Freiheit" möglich ist. Und hier liegt eine Wurzel des Mißverständnisses, das neoliberale Plünderungskapitalisten ebenso pflegen wie romantisierende Hippies: Freiheit ist immer nur begrenzt und trägt ihr Ende, von dem sie nichts wissen will, in sich. Es gibt keine Freiheit ohne Maß. Dieses auszutarieren, ist definitiv keine Unterdrückung.

In der Betrachtung von Wirtschaftssystemen ist es demnach nicht einfach dabei zu belassen, nach den Mechanismen zu suchen, die die Menschen an die Produktion koppeln und die Welt in abhängig Produzierende und Profiteure zu unterteilen. Damit sei übrigens nicht gesagt, jegliche Diskussion über den Arbeitswert sei hinfällig! Aber eine ganze Theorie darauf zu begründen, ist schon recht sparsam. Ebenso kurzsichtig ist auch die These, ein "Markt" regle sich über Angebot und Nachfrage. Spätestens auf der Nachfrageseite wird es nämlich kompliziert: Wie generiert sich denn eine Nachfrage? Wie entstehen und organisieren sich Bedürfnisse? Und damit sind wir wieder mitten in der Fragestellung: Welche Rücksicht nehmen die Wirtschaftssysteme bzw. die mit ihnen und den zugrundeliegenden Theorien verbundenen Vorstellungen auf das Problem der Versorgung? Was versprechen sie sich und anderen? Welche Strategien entwickeln sie?

Wirtschaftsstrukturen als Basis und Repräsentanz der Wunscherfüllung sind unmittelbar mit den Realitätsprinzip und dessen Strategien verkoppelt. Der Glaube, der Tauschhandel und seine Reglementierungen folgten rationalen, "objektiven" Gesetzen stimmt nur insoweit, als daß Psychologie die Möglichkeit bietet, im Nachhinein Erklärungen für das Marktgeschehen zu finden. Am ehesten lassen sich noch "sozialistische" Wirtschaften aus Gesetzen erklären, das liegt aber an ihrer historischen Erscheinungsform als Wirtschaften autoritärer Staaten. Und selbst diese werden zunehmend undurchsichtig, wie das Beispiel China zeigt. Das Konglomerat aus einem behaupteten sozialistischen Überbau, kapitalistischem Wirtschaften und dem Einfluß lokaler Autoritäten, eingeflochten in eine national waltende Herrschaftsorganisation, läßt sich nur noch durch die diskursanalytische Betrachtung der Formationen der Macht nachvollziehen. Diese würde allerdings einige Jahrzehnte brauchen, um den heute aktuellen Stand der Dinge zu erforschen.

Die Rangeleien um regionale und weltweite Handelsabkommen sind ebenfalls nicht aus einer Gesetzmäßigkeit abzuleiten, der man im Nachhinein Sinn und Zweck nachsagen könnte. Man muß der US-Administration unter George W. Bush beinahe dankbar sein, daß sie in den Anfangsjahren des 21. Jahrhunderts der Welt verdeutlicht, daß es um nicht mehr und nicht weniger geht als Macht. Verträge und Abkommen werden abgeschlossen und gelten exakt so weit, wie sie dem dominierenden "Partner" nützlich sind. Daß das "alte Europa" stabilere und äußerlich ehrlichere Abkommen zu schließen in der Lage ist, liegt eben daran, daß hier einige starke Partner beteiligt sind, die sich in den Jahrhunderten der Kriege verdeutlichen konnten, daß niemand den anderen dauerhaft dominieren kann. Eine Frage ausgetragener Machtkämpfe, keine der Rationalität wirtschaftlicher Beziehungen.

Die Unterstellung aber, Wirtschaften entbehre der von Theoretikern häufig behaupteten Rationalität, macht den Blick frei für die Begehrlichkeiten, aus denen sich das Denken und Handeln der Beteiligten motiviert. Es geht um "Versorgung".

Wo die kapitalistische Wirtschaft auf Akkumulation setzt, also auf eine möglichst effiziente Anhäufung wirtschaftlicher Macht, hält es die der sozialistisch-kommunistischen, namentlich marxistischen Planwirtschaft mit der konkreten Zeitsouveränität des Realitätsprinzips. Der Kapitalismus, die Ideologie freien Wirtschaftens und Handelns, ist nicht allein auf eine Art "Reichtum den Reichen" - Prinzip zurückzuführen. Zwar läuft vieles darauf hinaus, denen zu geben, die schon haben, aber die Vorteile der Marktwirtschaft, auf der der Kapitalismus basiert, liegen auf der Hand. Historisch betrachtet, liegt das Erfolgsrezept solcher Wirtschaftsstrukturen darin, daß sie eher dazu geeignet sind, Bevölkerungen materiell zu versorgen. Daraus wiederum folgt die Möglichkeit, gerade Reichtum zu vermehren, denn die Voraussetzungen für die Produktion qualitativ hochwertiger Waren sind eben am ehesten dann gegeben, wenn der Lebensstandard der Produzierenden ein Mindestmaß an Luxus und Konsum zuläßt. Historisch überkommen sind Theorien, die von der Annahme ausgehen, Ausbeutung als Basis kapitalistischen Wirtschaftens sehe vor, dem Proletariat nur das Nötigste zum Leben zu lassen. Wollte man die absolute Macht weniger über viele etablieren, müßte man es wohl so halten. Aber eben um solche losgelöste Verfügungsgewalt geht es nicht im Kapitalismus. Was auch immer man sich bemüht, ihm zu unterstellen, es bleibt ihm eine vordergründig löbliche Eigenschaft: Er korrespondiert mit der Bemühung um Versorgung. Das Konzept besteht darin, auf Vorrat zu produzieren. Und zwar nicht auf einen Vorrat, der tatsächlich zum Konsum ansteht oder zur Versorgung notwendig wäre, sondern auf den *totalen Vorrat*. Die Zauberformel ist das "Angebot", das sich nicht wirklich an der Nachfrage orientiert. In ihm verbirgt sich vielmehr das Prinzip, auf dem Gier beruht: Stets so viel zur Verfügung zu haben, daß man sich jeden Wunsch erfüllen kann. Dahinter steht nicht nur die Vorstellung vom Leben als Millionär, der nicht mehr arbeiten muß, sondern das Phantasma eines Reichtums, der schon Bedürfnisse abdeckt, die noch gar nicht aktuell sind. Auch hier wirkt das Prinzip in beide Richtungen. Die produzierten Bedürfnisse sind kein Trick der Werbebranche, aber die Anbieter machen selbstverständlich gern von der Möglichkeit Gebrauch, den Kunden Bedürfnisse einzureden. Sie zehren dabei von der gar nicht dummen Idee der Einzelnen, Vorräte anzulegen. Daß der Wahn in den gesättigten Gesellschaften so weit geht, auch Bedürfnisse auf Halde zu produzieren, entspricht nur einer intelligenten Versorgungsstrategie, die übers Ziel hinausgeschossen ist.

Anders verlief die bisherige Geschichte sozialistischen Wirtschaftens. Ihre Idee war die vollständige Versorgung aller, die Erfüllung der Bedürfnisse zu *einem* Zeitpunkt, absolute Konstanz. Man kann vom "geplanten Nirwana" sprechen.

Illusionär befaßt die Planwirtschaft sich mit der planbaren Wunscherfüllung nach Maß. Es soll immer genug für alle da sein. Historisch war der Wirtschafts marxismus sich zunächst der Schwierigkeit der Aufgabe bewußt, ein Volk zu versorgen, ohne daß jemand hungern müßte. In Abgrenzung des zu jener Zeit aktuellen Ausbeutungskapitalismus' verlor man sich an die Vorstellung, daß eine Volkswirtschaft erfolgreicher wäre, wenn niemand von der Produktion der Waren profitierte. Man würde schließlich die Gewinne, die sonst abgeschöpft wurden, unter allen verteilen. Um nun zu vermeiden, daß mit Überschüssen doch wieder freier Handel betrieben würde, der zu Übervorteilung und Ausbeutung führen könnte, verbot sich solche Vorratsproduktion außerhalb der Kontrolle der staatlichen Macht. Geht man einmal davon aus, was historisch nie der Fall war, daß nämlich die staatliche Kontrolle nicht korrupt und hungrig nach Verfügungsgewalt gewesen wäre, so wäre das Prinzip der Planwirtschaft trotzdem zum Scheitern verurteilt gewesen. Dem Konstanzprinzip strukturell analog und inhaltlich verpflichtet, ist sie strategisch der Akkumulation hoffnungslos unterlegen. Allein der Aufwand, Bedarf zu erheben und zu verwalten, ist ihr ein Klotz am Bein, der zu viele Produktionsressourcen bindet. Die schlichte Tatsache, daß Produktion nach Plan sich verbieten muß, auf unvorhergesehene Vorfälle zu reagieren, da diese nicht planbar sind, ist das innerste Merkmal dieser Karikatur einer historischen Wirtschaftsform. Gerade deshalb werden Wirtschaften wie die chinesische zunächst mit kapitalistischen Einsprengseln durchsetzt, um schließlich nur noch "sozialistisch" zu heißen, wenn sie denn überleben wollen. Dabei ist aber die triebhafte Grundlage dieses erfolglosen Konzepts eine

langfristig stabilere, eben das Bedürfnis nach Konstanz, Ruhe, individueller und kollektiver Befriedigung ohne große Spannungsverhältnisse.

Es finden sich also Akzentuierungen in den ökonomischen Theorien und Strukturen, denen divergierende Akzentuierungen der Struktur des Realitätsprinzips entsprechen. Ist der Wunsch auch hier wie dort Vater des Gedankens, werden die ihn begleitenden Reize äußerst unterschiedlich verarbeitet. Planwirtschaft setzt auf den Reiz "Erfüllung/Konstanz", während Marktwirtschaft auf den der *beliebigen* Erfüllung setzt, also ein dynamisierendes Prinzip anstelle der Konstanz installiert.

Fatal ist die Konsequenz, die das Zurückdrängen des Konstanzprinzips durch das der Akkumulation den Einzelnen aufdrängt: Meint man es nämlich ernst mit der Akkumulation, der Bedingung der Möglichkeit beliebiger Wunscherfüllung, installiert sich der Zwang zur unendlichen Expansion. Wer weiß, welche Wünsche noch hervortreten? Man muß darauf vorbereitet sein. Daß aber jede Steigerung des Akkumulationspotentials neue Wunschobjekte hervorbringt, ist nur folgerichtig.

Durch die Zeilen zieht sich bereits die aus der historischen Entwicklung resultierende Geschichte des Verhältnisses von Fürsorge und Selbstsorge. Wenn Akkumulation das Prinzip der Versorgung ist, so treten mit dem ihr gemäßen Verhalten der Einzelnen, durch das sie die Gesamtversorgung sichern, Verhaltensweisen der Selbstsorge an die Stelle fürsorglicher Betätigung. Dem mag man widersprechen wollen, zumal Akkumulation, die Anhäufung von Ressourcen, durchaus auch ein kollektives Phänomen ist. Aber wir haben es ja nicht mit einer einfachen Bevorratung zu tun, sondern mit einer Strategie, die auf Vergrößerung des Besitzes setzt, auf die Anhäufung von Eigentum. Überhaupt entsprechen entgegengesetzte Perspektiven den Strategien der Selbstsorge und der Fürsorge. In bezug auf Eigentum fußt die Etablierung der Selbstsorge unmittelbar auf Aneignung und den mit ihr verbundenen Perspektivenwechsel, der mit der historisch wohl kaum mehr zu verortenden Landnahme verbunden ist. Irgendwer kam irgendwann auf die Idee, sich Land anzueignen. "Das gehört mir" ist ein für den modernen Menschen ein ebenso geläufiger Satz wie der Begriff "Grundstück". Darin liegt aber eine gehörige Portion Wahnsinn, wenn man sich vor Augen hält, daß das Selbstverständnis des Menschen als aus der Natur hervorgegangener darin besteht, Teil von etwas zu sein. Es erscheint mir gar noch heute plausibler, das Menschen ein Teil der Erde sind, der Einzelne ein Teil der Gesellschaft, der Familie etc., als daß die Welt in Teilen den Einzelnen gehören soll. Diese Perspektiven sind obendrein unzugänglich füreinander, oder sie führen zu extremen Konsequenzen: Wenn die Welt Einzelnen gehört und zugleich Einzelne ein Teil der Welt sind, folgt daraus, daß Einzelne zum Eigentum anderer Einzelner werden. Insofern sind Landnahme und Sklaverei bzw. Versklavung ein und dasselbe. Historisch wurde diese Konsequenz durchaus auch gezogen. Die Abschaffung der Sklaverei wirkt daher verwirrend, weil ja nach wie vor Eigentum und Landbesitz die menschliche Realität bestimmen. Die vertraglichen Regelungen des Landbesitzes sind heute derart von der Verteidigung von Eigentumsansprüchen Einzelner geprägt, daß der Gedanke an kollektive Versorgung vollständig verschwindet. Während, etwa in der EU, sogar territoriale Rechte der Staaten angeglichen und z.T. aufgegeben werden, sind die Flächen, der Boden, auf dem gelebt wird, ausverkauft. Wer nichts abbekommen hat, ist eben unfrei im Sinne des Eigentümerstandes. Keine staatliche oder gesellschaftliche Regelung nimmt in irgend einem Sinne Rücksicht auf eine gerechte Verteilung solcher Ressourcen. Ein "Teilen" von Grundbesitz widerspricht nachgerade der Ordnung von Wirtschaft und Gesellschaft. Und weil das in den sozialistischen Staaten nicht funktioniert hat, wird durch den Überbau, sprich: dem Geschwätz derjenigen, die Zugang zu den Massenmedien haben, so getan, als wäre eine auf kollektive Versorgung ausgerichtete Gesellschaftsorganisation gänzlich unmöglich.

Wer sich nicht den Illusionen hingibt, weiß also, was er zu tun hat, um Teil zu haben: Er muß sich das Teil kaufen. Darauf zu hoffen, daß sich jemand um mich kümmert, wäre in dieser Welt Irrsinn.

Der Satz, der Tashunka Witko zugeschrieben wird: "Man verkauft nicht die Erde, auf der die Menschen wandeln", ist so wahr, wie daß Eigentum ehrlich erworben wird. Die "Indianer" haben es versäumt, eine Fahne aufzustellen und Amerika zu umzäunen. Die Ideologie der kapitalistischen Gesellschaften ist schamlos, weil ihre Menschen schamlos sind. Ein Siedler in Nordamerika hatte schon keinerlei Bedenken mehr, ein Stück Land zu besetzen, es in sein Eigentum zu überführen und

es mit Gewalt zu "verteidigen". Er wußte es ja nicht besser. Solche Menschen sind nicht böse oder amoralisch. Nur hat ihnen nie jemand vermittelt, daß es eben eine andere Sicht auf die Welt gibt, als die, die Landschaften in Parzellen einteilt.

Ich will das Problem der Landnahme nicht weiter vertiefen. Man könnte sicher noch hinter den Feudalismus zurückgehen, um den Spuren der totalen Aneignung nachzugehen. Hier soll die Illustration jener Haltung genügen, die zur Selbstsorge gleichermaßen verführt wie zwingt, wenn man nicht zu kurz kommen will. Heute ist sicher schon das Bewußtsein darüber auf dem Rückmarsch. Es ist kaum mehr Land zu nehmen, die Bedingungen sind ungleich schwerer, und die Siedlermentalität unter denen, die nichts haben, ist der Resignation gewichen. Trotzdem zweifelt niemand an, daß das Eigentum der Eigentümer ihnen eignet. Solche Verdinglichung des Bewußtseins ist allzumenschlich, und wem nützt es, wenn man weiß, daß es eigentlich auch ganz anderes betrachtet werden kann?

Fürsorge und Sozialdemokratie

Wirft man einen Blick auf die Ziele und Ansprüche, die in "modernen Demokratien" vorherrschen, kommt man nicht umhin, sich solcher Perspektiven zu bedienen! So ist etwa der Begriff "Gerechtigkeit" fundamental für den politischen Diskurs. Nimmt man ihn ernst, so muß man zumindest die Brüche betrachten, die er mit sich bringt, die Diskrepanz zwischen Anspruch und Einlösung, das Verständnis dessen, was "Gerechtigkeit" vor dem Hintergrund offensichtlich ungerechter Verteilung bedeuten kann. In den Gesellschaften konkurrierender Besitzer reduziert sich die Bedeutung von "Gerechtigkeit" womöglich auf "Chancengleichheit". Wer in die Diskussion um diese einsteigt, hat bereits verloren. Allein die Vorstellung von Chancengleichheit bei kraß divergierenden Besitzständen ist absurd. In bezug auf Bildung etwa, der der Begriff gern assoziiert wird, widerspricht die Wirklichkeit den Ideologien mit aller Deutlichkeit. Kinder reicher Eltern haben einen weit höheren Bildungsstand als der Durchschnitt. Nicht einmal die Möglichkeit zur Möglichkeit zur Veränderung der Eigentumslage scheint also gegeben.

Mir liegt nichts daran, die Wirklichkeit in Deutschland oder Europa im Jahr 2005 zu entlarven als eine, die Reiche bevorteilt und Arme benachteiligt. Ich habe selbst nicht die Phantasie, mir diesbezüglich eine andere Realität konkret vorzustellen, und alle, die es sich derart leicht machen, den Kapitalismus zu verteufeln, sollten nicht dem Irrtum verfallen, eine ideologische Argumentation führe nur falsche Argumente an. Daß die Welt nie besser war, ist ein schwerwiegendes Argument für die modernen Gesellschaften. Es schützt sie freilich nicht davor, an ihren Ansprüchen gemessen zu werden. Diese Ansprüche gehören entrümpelt. Die Behauptung von Verteilungsgerechtigkeit als Ziel etwa ist so hohl, daß man jeden auslachen sollte, der sie aufstellt. Eigentum kann nicht gerecht verteilt werden. Aber auch diese Erkenntnis und damit ein Verzicht auf solche "Gerechtigkeit" macht die Gesellschaft nicht schlechter. Was sicher nicht zur Integrität einer Gesellschaft beiträgt, ist im Gegenteil eine Entwicklung dahin, daß Eliten Erkenntnisse, nach denen sie handeln, bewußt verschleiern. Hier tut sich derzeit die deutsche Sozialdemokratie hervor. Hat sie sich doch in ihrer Regierungstätigkeit der Notwendigkeit gestellt, von einer Verteilungsideologie abzugehen, die sie gern noch immer proklamiert, mit der sie aber an der ökonomischen Wirklichkeit scheitern müßte. Anstatt nun deutlich diese Erkenntnis zu artikulieren und zu diskutieren, was dies im Rückschluß für ihre Ziele heißt, bedient sie sich alter Versprechungen und hofft darauf, daß man ihr verzeiht, weil die anderen es auch nicht besser könnten. Gerade die aktuelle Lage aber schreit danach, auf den Bruch zu deuten, die Widersprüche zu benennen und sich endlich wieder Gedanken darüber zu machen, welche Ziele formulierbar sind und wie man sie erreichen kann. Die Sozialdemokratie ist die traditionelle Partei der Fürsorge, und sie weiß heute offenbar nichts davon. Wendet man sich der Geschichte der Arbeiterparteien und Gewerkschaften zu, drängt sich eine Assoziation auf, die näher betrachtet werden muß. Als Vertreterinnen der Rechte der Armen haben sie nicht nur die Macht für das Proletariat gefordert, sondern, soweit sie sich mit den Staatsgebilden und ihren Regierungen arrangiert haben, systematisch den Ausbau der staatlichen "Fürsorge" betrieben.

In dieser Konnotation will der Begriff hier nicht belassen werden. Womöglich ist die Beschränkung auf die Verwaltung von Hilfeleistungen, die ihn derart verkürzt, symptomatisch für eine Anpassungsideologie, die von der ökonomischen Entwicklung zehrt, deren Fortschreiten letztlich den Entscheidungen des Klassenfeindes zu verdanken sind. Das hieße, daß schon in der Frühzeit der Industrialisierung die reformistischen Kräfte der Arbeiterbewegung darauf verzichtet hätten, eigene Gesellschaftsmodelle voranzubringen. Das ist ihr gar nicht anzulasten, denn sie hat einerseits mit der Ausbildung eines revolutionären Zweiges sich von der Bevormundung des Bürgertums zu befreien versucht und hatte in ihrer reformistischen Ausprägung nicht die Macht, mehr herauszuholen, als eine bescheidene Beteiligung am Wohlstand. Was sie sich hingegen zu leicht gemacht haben dürfte, ist das Organisationsprinzip staatlicher Fürsorge. In den marktwirtschaftlich organisierten Staaten, exemplarisch etwa in Deutschland und Schweden, hat sich ein Netz administrativer Verknüpfungen zur Regelung des Sozialsystems entwickelt, das am Ende Gefahr läuft, nur noch Verwaltung von Geldern zu sein, ohne die Bedürfnisse zu bedenken, aus denen solche Staatsfürsorge entstand. Daß aktuelle Bedürfnisse schon gar keine Rolle mehr spielen, erweist sich in der Diskussion um "Armut" in den gesättigten Gesellschaften. Bei der staatlichen Fürsorge handelte es sich zunächst um ein Programm, das das Überleben der Ärmsten sichern sollte. Es ging schlicht darum, die Menschen nicht verhungern zu lassen. Die routiniert im politischen Diskurs plazierten Bilder der Armen, die unter den Auswirkungen von Gesetzen zu leiden hätten, geraten indes zur Karikatur, wenn man ihren Lebensstandard heute mit dem des 19. Jahrhunderts vergleicht. Das Argument der Verelendungsgefahr zieht nicht mehr, und so nimmt es nicht wunder, daß eine Sozialdemokratisch geführte Regierung in der BRD im Jahre 2004 die Unterstützung der Armen wieder aufs Notwendige reduziert hat. Wie aber erklärt sich diese Sozialdemokratie ihre eigene Entwicklung? Wo bleibt ihre Identität, wenn sie, deren Werden zuinnerst mit der Einforderung von Fürsorge aus den Mitteln des Staates verknüpft ist, plötzlich selbst ihrem Klientel das verweigert, was sie eigentlich zuvörderst gewähren müßte?

Hier scheint einiges verschlafen worden zu sein. Daß das Elend der Armen in Mitteleuropa schon lange sehr relativ ist, dürfte niemandem entgangen sein. Auch die Vertretung der Arbeiterschaft wurde mangels Arbeitern zuletzt recht schwierig. Sich auf Arbeitnehmer zu kaprizieren, fällt auch schwer, da ein großer Teil des alten Klientels keine Arbeit hat und ein weiterer großer Teil aus Angestellten besteht, deren Einkommen sie in die Mittelschicht aufrücken läßt. Wen oder was aber vertritt die Sozialdemokratie dann noch? Hat sie immer wieder "soziale Gerechtigkeit" gefordert, hätte sie sich einmal zuhören sollen, denn diese besteht nicht in der bloßen Verteilung von Mitteln und der Teilhabe am gesamtstaatlichen Einkommen. In einem Punkt hat sie immerhin den Faden in der Hand behalten, da nämlich, wo sie gleiche Bildungschancen fordert. Der bisherige Erfolg sei einmal dahingestellt. Was aber immerhin geblieben ist, ist der Blick für die Bedürftigen. Und dies könnte ihre Stärke werden, wenn es ihr gelingt zu erkennen, wessen die Bedürftigen heute bedürfen! Man muß sich um die Ernährung der Armen in den entwickelten Staaten keine Sorgen mehr machen, es sei denn um Eßstörungen. Aber es gibt durchaus Bedürfnisse, die sich ans große Ganze knüpfen und die Ausbildung kollektiver Strukturen erfordern, die so nicht gegeben sind. Hier setzt eine völlig andere Dimension der Fürsorge ein, und darin könnte eine Form des Sozialen bestehen, die mit der Verteilung von Mitteln allein gar nicht erreichbar ist. Es wäre, noch vor der "sozialen Gerechtigkeit", das Soziale selbst, dessen man sich annehmen muß und das zu retten wäre. Der gern strapazierte Begriff der "Solidarität" fügt sich dem nahtlos ein. Diese besteht heute im Verschicken von Faxen und wird in "Resolutionen" billig bekundet. Wie es sich mit dem Zusammengehörigkeitsgefühl wirklich verhält, könnte man prüfen, indem man die Brüder und Schwestern aufs eigene Grundstück ließe. Dort dürfte die Solidarität dann schnell enden.

Auch wahr ist, daß eben in diesen Zeiten die Ausrucks- und Kommunikationsformen vielfältiger sind, meist vermittelt durch "Technik" und es eben nicht falsch sein muß, sich mit jemandem solidarisch zu erklären, obwohl man zum Seifenspender laufen würde, hätte man ihm real die Hand geschüttelt. Aber solche mehrfach vermittelte Solidarität ist beschränkt auf die Sphäre der Interessen im Sinne von Zielen, die unterschiedliche Einzelne und Gruppen gleichermaßen erreichen wollen. Sie ließe sich formulieren in dem Satz "Ich glaube, das, was du willst, will ich

auch, und darum unterstütze ich dich". Sie ist moderne politische Solidarität und wird ihrer Bedeutung als Zusammengehörigkeitsgefühl nur noch in einem äußerst begrenzten Spektrum gerecht. Selbst, wenn man glaubt, "Solidarität" hätte sich schon immer auf gemeinsame Ziele bezogen und sei nie so gemeint gewesen, daß es um eine Gruppenidentität ginge, hat sie ein entscheidendes Kriterium verloren, das die Ziele an die Gruppe bindet und umgekehrt: Die Erwartung, daß sich aus derselben Interessengemeinschaft weitere gemeinsame Ziele formulieren lassen. Die Solidarischen sind derart keine Gemeinschaft mehr.

Gemeinschaft - Fürsorge und Familie, Konservatismus vs. Sexuelle Selbstversorgung

Das Auseinanderfallen fürsorglicher Strukturen in den industrialisierten Ländern mag sich niedergeschlagen haben in den Konzepten, die die Arbeiterparteien hier und die sogenannten Konservativen dort entwickelt haben, um Fürsorge zu sichern. Die noch heute gängige Betonung der Rolle der Familie und der Religion in den christlich-konservativen Parteien könnte die Variante darstellen, in der eine Art "alles ist in Ordnung" - Mentalität sich niederschlägt und Fürsorge eben der funktionierenden Familie überantwortet wird. Dem entsprechend versucht diese politische Strömung, alles abzuwehren, das die traditionelle Familie bedroht. Auch jene kann freilich dem Fluß der Zeit nicht entrinnen, und so wird gern zu retten versucht, was längst verloren ist. Der Trend zur Kleinfamilie, wo nicht zur kinderlosen Teilzeitbeziehung, scheint kaum zu bremsen.

Das Konzept selbst ist einsichtig. Die bürgerliche Familie, als schon in frühen Zeiten der Industrialisierung gesättigte, braucht sich um die materielle Versorgung keine Sorge zu machen, solange die bestehende Ordnung den Familienbesitz sicherte. Eine damit einhergehende Anbindung an die christliche Religion bietet sich insoweit an, als daß die bürgerliche Gesellschaft eine patriarchalische ist. Der Herr Vater und der Herr Gott ergänzen sich gut, um die Ordnung zu erhalten, die Wohlstand und Zusammengehörigkeit sichert. Allein diese muffige Solidarität ist echt, und sie ist der Kern dessen, was der Konservatismus erhalten will.

Nun ist dieses Konzept nicht nur in den großbürgerlichen Familien erfolgreich, die sich um ihr Einkommen nie Gedanken machen mußten. Daß es gerade in ländlichen Regionen gepflegt wird, mag mit nachwirkendem Informationsmangel, dörflicher Kontrolle und einer Dominanz des Religiösen zu tun haben sowie dem agrikulturellen Bezug zum eigenen Grund und Boden. Zumindest die modernen Bauern stehen ohnehin dem Bürgertum näher als der Arbeiterschaft. Hinzu kommt, daß die Mobilität auf dem Land nicht mit der städtischen vergleichbar ist. Um es auf den Punkt zu bringen: In weniger dicht besiedelten Gebieten ist es wesentlich schwieriger, einen Lebenspartner zu finden oder zu wechseln. Es bietet sich daher an, die Fürsorge um seiner selbst Willen in Form der klassischen Familie zu sichern. Die Spannung zwischen der konservativen und der mobileren, modernen Strategie zur Absicherung der Fürsorge besteht darin, daß jede Tendenz zur Dynamik, jedes Angebot alternativer Fürsorge die klassische Variante bedroht. Interessanterweise stellt die konservative diejenige Variante dar, die wirtschaftlich eher dem dynamischen Prinzip der Akkumulation zustrebt, es in Sachen der Fürsorge aber mit der Konstanz hält. Die Erosion des Familiären ist ebenfalls Opfer der Überlegenheit dynamischer, flexibler Strukturen. Warum soll ich mich an einen Partner und eine Familie binden, wenn ich mir nach meinen je aktuellen Bedürfnissen immer wieder einen neuen zulegen kann? Hier drängen wieder Individualphantasien an die Stelle der Entscheidung: Wenn immer größere Bereiche des Utopischen als machbar erscheinen, wird die Sphäre des Notwendigen dem entsprechend reduziert. Die Einsicht in die Notwendigkeit wird den Individuen sehr erschwert, wo sie nicht mehr bloß zwischen Handlungsalternativen oder etwa einer begrenzten Anzahl an potentiellen Partner/innen wählen können, sondern der Eindruck entsteht, es könnten Phantasien ohne Einschränkung realisiert werden, wenn man sich nur der entsprechenden Mittel bedient. Selbst ist der Mann, die Frau auch, und wer sich einschränkt in seinem Streben nach Glück, gilt vordergründig schon selbst als reizlos und unattraktiv. Die Attraktivität der vor allem sexuellen Selbstversorgung ist fatal. Sie wird flankiert von der drohenden Unterversorgung, zunächst in Form der Angst, zu spät zu kommen, sich nicht rechtzeitig seinen Teil zu sichern. Da weniger stabile Beziehungen entstehen, ist das Angebot

stets groß. Dieses kommt aber nur denen wirklich zugute, die keine feste Bindung suchen. Für die anderen gilt: Das Überangebot reduziert die Möglichkeiten, denn man konkurriert stets mit vielen. Mit Recht kann man hier einwenden, die diffuse Vorstellung von "Selbstsorge" und "Fürsorge" treibe den Diskurs durch die Dörfer, ohne daß die Begriffe klarer würden. Die freien Reflexionen über die Entwicklung von Bedürfnissen im Hinblick auf Beziehungen sind dennoch dazu geeignet, sich dem Problem zu nähern. Es entstehen Bilder, die geprägt sind von Handlungsalternativen, denen eine duale Struktur innewohnt. Stets scheint es so, als gäbe es im Handlungsrahmen zwei divergierende Richtungen. Eine Entscheidung zu treffen, heißt offenbar, von der alternative ausgeschlossen zu sein. Sich auf die Hoffnung einer konstanten Versorgung einzulassen, bedeutet scheinbar, den Zug des modernen Lebensmanagements zu verpassen. Wer sich nicht rechtzeitig und reichlich bedient, hat vielleicht schon verloren. In Beziehungsfragen, darin besteht allerdings der eminente Unterschied zur materiellen Versorgung, ist Akkumulation nur in sehr eingeschränktem Sinne möglich. Das Sammeln von Geschlechtspartnern etwa ist ja nicht wirklich dazu geeignet, Bedürfnisse auf lange Sicht zu befriedigen. Zwar sind die Erfahrungen, die bei häufigerem Partnerwechsel gesammelt werden, durchaus auch zur Ausbildung von Kompetenzen geeignet, die es erleichtern, Partner zu finden. Aber man kann weder Beziehungsvermögen aufbauen, noch von den Zinsen leben. Nachgerade umgekehrt verhält es sich hier. Die weniger dynamische Variante ist einzig dazu geeignet, Beziehungssicherung zu leisten, indem sie wenigstens noch Kleinfamilien erzeugt. Diese sind zwar mit der Anforderung, Fürsorge zu sichern, oft genau so überfordert wie Zweierbeziehungen, aber sie bergen Potential.

Wenn und insoweit die Beziehungen in der Kleinfamilie dauerhaft als erträglich erscheinen und daher befürwortet werden, ist der Aufbau und die Sicherung fürsorglicher Strukturen in Form stabiler Beziehungen gelungen. Allerdings ist die Erfolgswahrscheinlichkeit häufig gering. Die beinahe uneingeschränkte Möglichkeit der Trennung Einzelner aus solchen Familienverbänden schränkt die Möglichkeiten der Kleinfamilien ein. Übrig bleiben häufig Mutter-Kind-Beziehungen, die nicht nur mit der Trennungserfahrung belastet sind, sondern in der Regel auch mit materiellen Problemen. Solche Beziehungen werden oft nicht als positive Erfahrungen im Hinblick auf den Aufbau von Bindungen erlebt werden.

Der Konservativismus kann hier Großes leisten, wo es ihm gelingt, eine Atmosphäre zu schaffen, die es eben nicht als selbstverständlichkeit durchgehen läßt, wenn man jemand sich aus einem Familienverband löst. Die Gottgegebenheit der Ehe etwa war daher eine gute Strategie, um Konstanz und Fürsorge abzusichern. In Zeiten, da solches Gedankengut unter aufgeklärten Bürgern eher zur Karikatur gerät, wäre ein konservatives Gesellschaftsbild also nur haltbar, wenn es gelänge, die Sicherung des Interesses an stabilen Familienstrukturen anders zu begründen. Es könnte sich als nützlich erweisen, "Familie" nicht als gottgegebenes Gut zu betrachten, sondern als quasi strategische Fürsorgeeinheit, von der man Andersgläubige überzeugen kann. Sie muß attraktiv erscheinen, und zwar so attraktiv, daß sie mit den Verführungen der Angebote zur sexuellen Selbstversorgung mithalten kann. Dazu muß Familie von denen, die sie als Keimzelle der Gesellschaft erhalten wollten, flexibler betrachtet und gestaltet werden. Ein Eigentümer 'konservativer' Familienpolitik stellt in diesem Zusammenhang etwa die Diskriminierung homosexueller Lebensgemeinschaften dar. Abgesehen davon, daß z.B. "Kinder mit zwei Müttern" nichts davon haben, wenn man den Zusammenhang, in dem sie gedeihen, in den Schmutz zieht, ist schon die gesetzliche Bindung gleichgeschlechtlicher Beziehungen ein Schritt in Richtung auf die Erhaltung der Familie. Denn Familie als Fürsorgeeinheit konkurriert überhaupt nicht mit sodomistischen Verschwörungen. Sie muß sich vielmehr gegen die permanente Verlockung durch kurzlebigen Spaß durchsetzen. Wenn sie dabei unterstützt wird durch Maßnahmen zur Stabilisierung von Beziehungen, die eben keinen Nachwuchs zeitigen, ist das dennoch gut für sie. Zur Erhaltung der Familie tragen also gesetzlich abgesicherte Beziehungen homosexueller Partner bei.

Es ist eine Binsenweisheit: Wenn Werte zur Erhaltung von etwas beitragen sollen, müssen sie sich wandeln. Sexualmoral steht gerade in ihrer radikalen Form der Fürsorge im Wege. Wie so oft, zerstört das Dogma hier das, was es angeblich erhalten will.

Verständlich ist das Ansinnen konservativer Familienpolitik, wo versucht wird, die Alternativen zur Familie als Lebensgemeinschaft zu erschweren. Auch daher mag die sozialistische Versorgungsmentalität, die jede Form auch individueller Lebensplanung abzusichern versucht, ihr ein Dorn im Auge sein. Man kann seine Familie verlassen und woanders sein Glück suchen. Geht das schief, gibt es dann Sozialhilfe. Die vordergründige Verbindung konservativer und wirtschaftsliberaler Politikentwürfe kann in diesem Zusammenhang darauf angelegt sein, das Risiko für solche Lebensentwürfe zu erhöhen. Die Rechnung ginge dann auf, wenn dadurch stabilere Bindungen gesucht würden und engere Familienbindungen aus Furcht vor dem Fall ins Bodenlose aufrecht erhalten würden. Nun ist das Risiko aber eben nicht so groß, und obendrein verlangt gerade der (Neo-)Liberalismus dem Erwerbstätigen ein Maximum an Flexibilität ab, das er im Familienverband schlicht nicht aufbringen kann. Konservative Wirtschaftspolitik müßte sich hier scharf vom Liberalismus abgrenzen und eigene Konzepte entwickeln, die geeignet sind, unbürokratisches Wirtschaften ohne Überversorgung zu ermöglichen, ohne die Erwerbstätigen als "Human Resources" oder "Humankapital" weitgehend in die Vereinzelung zu zwingen.

Wie weit sind nun die sich überkreuzenden Strategien zur Förderung materieller Fürsorge einerseits und sozialer Fürsorge andererseits füreinander zugänglich? Welche Rolle spielt es dabei, daß Selbstsorge materiell möglich und erwünscht ist, während soziale Selbstsorge schon als Begriff absurd ist?

Verdrängung der Fürsorge, Erosion des Kollektiven

Wirft man einen Blick auf die Wirkung, die die unterschiedlichen Strategien zur Stillung der je materiellen und sozialen Bedürfnisse aufeinander haben, so fällt auf, daß in beiden Fällen der Rücksicht auf soziale Aspekte Nachteile erwachsen. Auf der Hand liegt das, wo die materielle Selbstsorge in einem Klima der Konkurrenz unmittelbar auf Kosten aller anderen geht. Selbst, wo kein Mangel an Ressourcen herrscht, kann Akkumulation zu einem solchen führen. Der Aspekt des Teilens spielt dann keine Rolle mehr, es entstehen grobe Diskrepanzen zwischen Arm und Reich, die weder ethisch noch rational begründbar sind.

Doch auch die Gegenstrategie kann zu Lasten der Fürsorge gehen. Wenn durch die materielle Versorgung aller ohne Bindung an Strukturen der Verantwortlichkeit zunächst Familienverbände aufgelöst werden, um dann die Vereinzelten der Verantwortung fürs Ganze zu entziehen, entsteht eine phlegmatische Beziehung zur Lebenswelt. Wenn die Grundbedürfnisse gestillt sind und viel mehr nicht erreichbar ist durch persönliches Engagement, zerfällt das Soziale als Orientierungsrahmen. Es bleibt dann ein amorphes Bedürfnis nach Schutz und Umsorgung zurück, das aber nicht mit realen Zielen verbunden werden kann.

Sporadisch gestillt wird dieses Bedürfnis in Kollektiven, die die je aktuelle gesamtgesellschaftliche Situation zuläßt und ggf. Fördert. In der stärksten Ausprägung waren dies die von der Partei kontrollierten Kollektive in "sozialistischen" Staaten. Diese Verbände waren freilich in einen Zwangskontext eingebettet, der das Gefühl kollektiver Geborgenheit durch das der Unfreiheit meist kompensierte.

In freiheitlich orientierten Gesellschaften sind die Kollektive im Gegensatz dazu so unverbindlich, daß sie nur unter günstigsten Bedingungen soziale Fürsorge sichern können. Vereine etwa, aus denen man jederzeit austreten kann, sind funktionell orientierte Einheiten, die häufig engeren Bezug zur Wirtschaft haben als zu sozialer Fürsorge. Wer einen Verein gründet, spart Steuern. Darüber hinaus wandeln sich auch viele lokal gewachsene Vereine in sozial Beziehungslose Wirtschaftsunternehmen. Das beste Beispiel hierfür sind Fußballvereine. Von den über z.T. mehr als ein Jahrhundert gewachsenen Strukturen bleibt immer häufiger nur ein dumpfes Zugehörigkeitsgefühl, dessen man sich auch dann bedienen kann, wenn man die Region, in der ein Club gewachsen ist, noch nie bereist hat.

Das sagt noch nichts darüber aus, ob solche oder andere Kollektive entstehen. Entgegen der beschriebenen Tendenz wirkt ja etwa die Bildung von Fanclubs in dem Vereinsstandort weit entfernten Regionen. Der Kontext ist aber deutlich schwächer. Die Verbindlichkeit, die auf Dauer

stabile soziale Beziehungen etabliert, geht verloren. Allein die Begegnung an einem natürlichen Ort, einem Stadtteil, der mit dem Kollektiv verbunden ist, birgt völlig andere Bindungskräfte als die Platzierung seiner selbst auf einem bezahlten Sitz in einer Arena. Hinzu kommt, daß die Protagonisten nicht nur schon in den Amateurligen häufig Ortsfremde sind, sondern oft Unberührbare.

Auch das Interesse an dauerhaftem Engagement in Vereinen und langfristiger ehrenamtlicher Tätigkeit ist rückläufig:

"Die zunehmende Differenzierung und Pluralisierung der Gesellschaft haben auch dazu geführt, daß die Prägekraft tradierter Bindungen und Lebensformen innerhalb gesellschaftlicher Milieus gemindert wurde. Die Mitgliedschaft z.B. in gewerkschaftlichen, politischen oder konfessionellen Organisationen wird heute nicht mehr unreflektiert von Generation zu Generation weitergegeben, die Menschen prüfen vielmehr kritisch unter Berücksichtigung unterschiedlicher Anforderungen und Ansprüche an sich selbst, ihre Familien und ihr weiteres persönliches Umfeld, auf welche Bindungen sie sich einlassen. Einer Arbeit, die unmittelbar am Ergebnis orientiert ist, wird oft der Vorrang vor einer dauerhaften Mitgliedschaft in Vereinen gegeben."

(Aus: BEDEUTUNG EHRENAMTLICHER TÄTIGKEIT FÜR UNSERE GESELLSCHAFT
ANTWORT DER BUNDESREGIERUNG AUF DIE GROSSE ANFRAGE DER FRAKTIONEN
DER CDU/CSU UND DER F.D.P. UND DER ENTSCHEIDUNGSANTRAG DER
REGIERUNGSFRAKTIONEN; 1996)

Die monokausale Einlassung bezüglich der "Pluralisierung" muß man nicht übernehmen, aber es finden sich zwei interessante Aspekte an der Erklärung der Bundesregierung: Zunächst die Bestätigung des hier zunächst spekulativ erhobenen Gedankens, Bindungen würden zwar zum Teil in ihrer Formenvielfalt gefördert, aber weniger eng. Dann der Hinweis auf die Generationenabfolge als Grundlage auch ehrenamtlicher Arbeit. Fürsorge in der Form sozialen Engagements verliert zusehends ihren *traditionellen* Charakter und damit ein quasi familiäres Element. Es ist zu vermuten, daß hier ein Prozeß in Gang gekommen ist, dessen Eigendynamik unmittelbar fürsorgliche Strukturen zersetzt. Im Gegensatz zu unmittelbarer Bedürfnisbefriedigung oder der Verfolgung individueller Prozesse ist Fürsorge die gewachsene Strategie, die auf kollektive Identifizierung und konstante gegenseitige Versorgung setzt. Man gehört zu etwas, das schon Generationen überdauert hat. Das Generationen übergreifende Kollektiv beeindruckt durch den erbrachten Erweis der Nachhaltigkeit. Wo solche Strukturen zerfallen, droht eine Erosion, die sehr schnell in völlige Auflösung mündet. Solange nur Einzelne vom Kollektiv abfallen, um sich selbst zu versorgen, bleibt es bei der Variante. Muß aber befürchtet werden, daß die verbleibenden den Fortbestand des Kollektivs nicht mehr sichern können, verliert dieses seinen Sinn und Zweck.

Daraus folgt für Kollektive, daß ihre Organisationsform auf stabilisierende Faktoren angewiesen sind, die außerhalb klassischer Tradition liegen. Die Abfolgen von "Generationen" sind keine Lebensspannen mehr, sondern viel kürzere Zeitabschnitte. Wollte man etwa einen Verein gründen, der möglichst lange existieren soll, müßte man einige Aspekte bedenken, die im allgemeinen unberücksichtigt bleiben dürften. Unterstellt, der Vereinszweck sei mit Nachhaltigkeit vereinbar, es sich also nicht etwa um eine Organisation handelt, die sich an Zeiterscheinungen anbindet, würde es nicht reichen, mit der Zahl an Mitgliedern zu operieren, die notwendig ist zur Durchführung der Geschäfte. Man müßte von vornherein eine große Reserve haben, die abfallende Mitglieder ersetzen kann. Mit Blick auf die Nachhaltigkeit müßte man sodann verfolgen und ggf. spekulativ erschließen, von welcher Dauer eine Mitgliedergeneration ist. Stellt man etwa fest, daß die durchschnittliche Mitgliedschaft aktiver Menschen zehn Jahre beträgt, kann man dem entsprechend Aufnahmeverfahren, Einarbeitung und Nachfolge in Abschnitten von je einigen Jahren planen. Es fällt auf, daß allein das Bemühen um den Erhalt eines Kollektivs, das sich nicht auf traditionelle Strukturen gründet, die Einrichtung quasi betriebswirtschaftlicher Planung nahelegt. Nun kann man sich dagegen wehren und darauf bestehen, daß das Kollektiv sich durch seinen Zweck und das Engagement seiner freiwilligen Mitglieder tragen soll. Solche Ideologie kann das Dilemma aber nicht lösen. Nachhaltigkeit bedarf der Organisation. Hier zeigt sich auch, daß die Funktion der Abfolge familiärer Generationen in der Moderne sehr unterschätzt wurde. Wo sie als Pfeiler der

Nachhaltigkeit entfällt, müssen enorme organisatorische Bemühungen aufgewendet werden, um überhaupt Nachhaltigkeit zu sichern. Als Basis echter Nachhaltigkeit ist sie womöglich unersetzlich.

Hinzu kommt, daß das Zugehörigkeitsgefühl der Einzelnen von veränderlichen Bedingungen abhängig ist. Jemand, der seine Familie verläßt, gehört dennoch dazu. Jemand, der einen Verein verläßt, ist eben draußen. Fällt nun das traditionelle Element der Anbindung von Familiengenerationen an Vereine weg, ist das doppelt wirksam.

Die schwächeren Familienbande können nicht durch Kollektiv-, hier Vereinsstrukturen aufgefangen werden, da man dem Verein angehört, ohne sich mit ihm zu identifizieren. Den Kern der Mitgliedschaft bildet nunmehr der Vereinszweck, während in traditionellen Vereinen die Zugehörigkeit zum Kollektiv im Zentrum stand. Das alles ist nicht neu und überraschend, sondern Resultat der Dynamik offener Gesellschaften. Es stellt sich allerdings die Frage, ob ein qualitatives Umkippen der Systeme droht in dem Sinne, daß ein Maß an Bindungslosigkeit erreicht wird, mit dem eine Gesellschaft als solche nicht mehr überlebensfähig ist. Anders formuliert: Ist es überhaupt denkbar, daß eine Masse von Individuen ohne Bezug auf ein verbindendes, verbindliches Gemeinsames koexistiert, ohne die Grundlagen solcher Koexistenz auf lange Sicht zu zerstören?

Auch diese destruktiven Tendenzen machen sich je auf der individuellen wie auf der kollektiven Seite bemerkbar. Die entwurzelten Individuen werden ihr ungestilltes Bedürfnis nach Integration ins Kollektiv kaum als solches identifizieren. Und selbst wenn sie tun, fehlen die Kollektive, denen sie sich anschließen, in denen sie Geborgenheit finden können. Kompensiert wird solche Frustration gemeinhin durch Sublimation. Kann ein Bedürfnis nachhaltig nicht befriedigt werden, sucht der Mensch sich Ersatzbedürfnisse. Wo das in Aggression übergeht, macht es sich wenigstens bemerkbar. Man müßte dann nur noch die Ursache für die Aggression erkennen. Es gibt aber mannigfaltige Alternativen für die Ersatzbefriedigung. Aberwitzig wird es, wenn diese in ein Konsumverhalten mündet, welche vom Markt wiederum als Bedürfnis wahrgenommen wird. Auf diese Weise spinnt sich ein Netz falscher Befriedigungsangebote, während das ursprüngliche Bedürfnis immer intensiver verdrängt wird. Am Ende steht womöglich ein "Subjekt", das sich als "Individuum" identifiziert, womit gemeint ist, daß es nicht mehr teilt, keiner Gemeinschaft mehr wirklich angehört und nur auf eigene Rechnung handelt.

Die Erosion des Kollektiven wird von solchermaßen motivierten Individuen durch das schlichte Befolgen ihrer Interessen vorangetrieben. Der Blick auf die Welt, der schon durch Zivilisation per se instrumenteller Vernunft folgt, schießt zunehmend auf scheinbar unmittelbaren Nutzen. Wo nachhaltig angelegte Beziehungssysteme ersetzt werden sollen, muß Nutzen auf Vorrat gesichert werden. Materielle Selbstsorge wird nicht nur wichtiger, weil sie soziale Absicherung ersetzen muß, sondern auch und gerade, weil sie Teil sublimierter Befriedigung ist. Die Warenwelt als Syndrom unerkannter Umsorgungswünsche gibt der Dynamik solchen Wirtschaftens zusätzlichen Schub. Hier greifen alle liebgewonnenen Verschwörungstheorien vom bösen Kapitalisten und dem unterdrückten Proletariat nicht mehr. Wo sich das Proletariat das leisten kann, sorgt es längst, vom eigenen Wahn getrieben, für den Fortschritt der Konsumwirtschaft. Wo es sich das nicht leisten kann, fällt den Kapitaleignern meist gar nichts mehr ein, um den Profit zu maximieren. Sie ziehen sich dann eher zurück und "investieren" woanders.

"Leistung" und das Ende der Bildung

Die Eigendynamik der Selbstsorge in Form der Markt- und Konsumwirtschaft und die nutzenzentrierte Handlungsorientierung der Menschen wirkt sich in allen Bereichen sozialer Reproduktion aus. In bezug auf Kollektive klingt das bereits an. Da es sich um eine Verschiebung der Interessen, der Veränderung der Bedürfnisse und der Strategien zu ihrer Erfüllung handelt, werden auch die Bereiche verändert, die auf interessierte Anteilnahme angewiesen sind. Hier ist vor allem "Bildung" betroffen, die sich den Zwecken zu unterwerfen hat, wo sie dereinst so hochtrabend als Selbstzweck auftrumpfte. Die Ausfüllung des Menschseins, Bildung als Idee, läßt sich nicht halten in einer Welt rastloser Einzelner, die sich auf eine gemeinsame Vorstellung von

Menschsein nicht mehr einlassen können, wo sie ihren Selbstwert und ihre Orientierung an den Erwerb von Gütern knüpfen. Das mag man nun als polemisch empfinden, aber die Vorstellung, es gäbe ein Bildungsideal, das die Vermittlung von Fähigkeiten zu Produktion und Konsum berücksichtigt und gleichzeitig einen Wert an sich darstellt, ist sicher nicht überzeugender. Der überprüfbare Erwerb bestimmter Fähigkeiten zu vorher festgelegten Zwecken liegt im Interesse der Einzelnen. Was darüber hinaus geht, wird als Luxus empfunden. Daran ändern auch Texte wie dieser und ihre Leser nichts. Bildung ist schön und zweckfrei, aber aus sich bewirkt sie nichts. Daher ist es aus der Sicht derer, die den Wert der Bildung erkannt haben, legitim, ihren Einsatz als Herrschaftsinstrument zu fordern. Verkehrte Welt: Während dies in früheren Jahrhunderten durch den esoterischen Gebrauch der Bildung, dem Ausschluß des Pöbels vom Herrschaftswissen, geschah, müßte man heute, wo die Bildungsgüter in der Regel frei zugänglich sind, fordern, daß davon gefälligst Gebrauch gemacht wird. Wer nichts weiß, soll nicht herrschen dürfen. Der Philosophenkönig ist eine durchaus aktualisierbare Vision. Leider dürfen demokratisch gewählte Machthaber dumm wie Stroh sein. Es wäre nicht falsch, die Bekleidung auch solcher Ämter mit gewissen Mindeststandards an Qualifikation zu verbinden. Darüber hinaus, und das gilt dann auch für die mehr Besitzenden, kann man nur hoffen, daß Bildung, und sei es in karikaturenhafte Zügen von Hochnäsigkeit, doch in den Zirkeln der Upperclass nicht ganz als Wert ausstirbt. Selbst die Attitüde gegen den Pöbel ist inzwischen zu begrüßen, wenn dafür ein fundamentales Allgemeinwissen nötig ist. Im Ernst: In Halbbildung könnte Bildung vielleicht überwintern!

Die Analogie wird nicht zufällig sein: Individuen, die an ihren vor allem kurzfristigen Nutzen denken und sich ggf. das dazu nötige Wissen ebenso kurzfristig verschaffen, bringen nicht mehr die Umsicht auf, derer es zur nachhaltigen Orientierung in Kollektiven bedarf. Bildung als aktive Selbstprägung des Subjekts, als Streben zum Allgemeinen, womöglich in der Erhöhung zum Weltgeist, korrespondiert nicht mehr mit der Welt der Zwecke. Sie ist prozessual viel zu lang angelegt, und ihr Nutzen ist nicht ersichtlich. Das Resultat daraus, das auch für die Gesellschaft der Einzelnen fatal sein kann, ist die Abkopplung des Wissenserwerbs von der Biographie. Dieser Vorgang beschleunigt sich in einer Wirtschaftsordnung, die niemandem mehr einen "Beruf" in Aussicht stellt, dem er sein Leben nach nachgeht und der ihn 'nährt'. Auch das birgt nicht nur Nachteile, denn die zu einer einzigen Tätigkeit notwendigen Fähigkeiten sind übersichtlich und bergen so eine andere Gefahr der Verblödung. Aber das Potential einer Wirtschaftsordnung, die im Laufe einer Lebensspanne den Erwerbstätigen verschiedene Tätigkeiten abverlangt, kann nur dann genutzt werden, wenn der dazu notwendige Wissenserwerb von den Einzelnen befürwortet wird. Das Problem besteht vor allem darin, das neue Ausschlußverfahren zum Tragen kommen. Eine große Masse hat kein Motiv mehr zu lernen. Als Vorbereitung auf einen Beruf ist Lernen unattraktiv, weil die Hoffnung, einen Beruf auszuüben, nicht trägt. Ständigem Umlernen aber halten sich viele für nicht gewachsen. Bildung, in diesem Sinne Schule, müßte also aus sich heraus extrem attraktiv und motivierend sein, um noch irgend die Anbindung an die Einzelnen zu vollbringen, und sie müßte ihnen ein Selbstbewußtsein als Lernende und Fragende vermitteln. Wird diese Aufgabe nicht genau so wahrgenommen, droht die Entstehung eines Bildungs- und Wissensproletariats, die sich in alle gesellschaftlichen Bereiche hinein auswirkt. Daß dieses Proletariat als Konsumentenklintel weiterhin gesellschaftliche Realität und 'Kommunikation' beeinflusst, ist nicht nur zu befürchten. Es läßt sich längst beobachten. Am deutschen Schulwesen, dessen Praxis durch alle pädagogischen Ideologien hindurch stets den Mord an der Neugier vorantrieb, hat diese Entwicklung eine starke Säule.

Ideologisch unterfüttert wird die Tendenz zur Kurzatmigkeit, die Bildung, Rücksicht und Anstrengung für nutzlosen Ballast hält, durch einen Begriff von "Leistung", der sich wohl deshalb so flexibel in jedem Diskurs verwursten läßt, weil er alles und nichts aussagt, während ihm noch der Flair des "Positiven", will sagen: Guten angeheftet wird. Beinahe wohnt ihm etwas göttliches inne, er ist eine Art Theodizee, von ihm lassen sich alles Gute und Böse, Schuld, Sühne und Tugend ableiten. Das Spektrum von Leistungsträger bis zum Leistungsempfänger umfaßt die Wahrnehmung einer ganzen, wenngleich aufs stumpf Ökonomische reduzierten Gesellschaft. Es gibt Leistungsüberprüfungen (eine Art Beichte), Leistungsnachweise (relative Absolution oder eben

Verdammnis), Leistungswillige und - unwillige (die Frommen und die Ketzer), Leistungsanforderungen (die Moral zum Glauben), Sozialleistungen (die Armenspeisung) und "Kraft mal Weg durch Zeit". Der Begriff der physikalischen Leistung bringt die sonst umnebelten Wortschöpfungen zu ihrer Wahrheit: Es geht darum, so schnell wie möglich so viel Arbeit wie möglich zu verrichten. Der Begriff der Arbeit umschreibt Wirkung: etwas von einem Gewicht A über eine Strecke B zu heben, eine Menge von Produkten zu erstellen, ein Gefühl des Amusements zu erreichen. Letzteres mag befremdlich klingen, aber sowohl die Produktion von Waren und Dienstleistungen der Unterhaltungsindustrie lassen sich derart beschreiben, als auch das Effizienzstreben der Einzelnen auf der Suche nach sublimiertem Glück. Der stärkere Reiz bringt mehr Befriedigung. Die Abstände von einer Triebabfuhr zur nächsten tendieren zum Kürzeren. Sucht als Phänomen maximaler Lustbeschleunigung folgt einem gnadenlosen Leistungsprinzip.

Also ist dieses doch die aktuelle historische Form des Realitätsprinzips, wie Marcuse mutmaßt? Das Gegenteil ist der Fall. Das Leistungsprinzip steht ja nicht in Opposition zum Lustprinzip, sondern es durchdringt dieses ebenso wie das Realitätsprinzip. Und bewirkt wird diese Anbindung an Leistung nicht durch die Norm zur Aufrechterhaltung der Produktivkraft, sondern vor allem durch die Beschleunigung der Prozesse: Konsum, Triebabfuhr, soziale 'Bindungen', Kommunikation. Das diesen Prozessen inhärente Leistungsprinzip folgt keinem Motiv einer sozialen Klasse, es ist Nebeneffekt einer kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung. Die Leistungsideologie, die dieses Leben schmackhaft machen soll, ist eher Religion denn die Verwaltung von Herrschaftswissen. Sie ist in sich gebrochen und beschreibt nichts mehr.

In Schule und Hochschule bedeutet das Erbringen einer Leistung die Erfüllung einer Norm. Was abweicht, wird als mindere Leistung beurteilt. Die Arbeit, die Motivation, die Anstrengung, die Relevanz dessen, was Lernende abliefern, spielt kaum eine Rolle. Werden Bildungsabschnitte "bewertet", so spielen das Potential des Lernenden und dessen Entfaltung im Prozeß keine Rolle, sondern nur das Resultat. Solches Black-Box-Denken fällt hinter die Erfindung des Rades zurück. Ich höre allerdings jetzt schwere Vorwürfe derer, die die schönsten Lehr-/Lernmodelle kennen und sicher auch jemanden, der danach arbeitet. Aber die Realität des deutschen Bildungswesens im beginnenden 21. Jahrhundert ist eine andere.

Im Erwerbsleben ist die Realität der Leistungsanforderungen divers. Wo Produktion nach Stückzahlen gefragt ist, bleibt die Anlehnung an den physikalischen Leistungs- und Arbeitsbegriff noch sichtbar. Allerdings durchbricht etwa Qualitätssicherung das Bild, wofern sie die Prozesse verzögert, deren Resultat trotzdem Produkte sein können, die als 'bessere' Leistung bewertet werden. Hier schleicht sich auf witzige Weise ein Moment der Nachhaltigkeit in die bunte Leistungsgesellschaft: Die Konsumenten, gewillt, sich auf ihr Lustmanagement zu konzentrieren, bevorzugen stabile Beziehungen zu häufig genutzten Produkten. Die Haltbarkeit der Produkte wird honoriert wie eine gute Leistung, so lange, hier bleibt Effizienz ein Faktor, das Gute nicht zu teuer wird. Die Fetische sollen nicht nur dem Lustgewinn dienen, vielleicht bergen sie sogar das Potential nachhaltiger Bindung, die sozial so schwierig geworden ist. Es reicht, wenn die Menschen den Menschen widersprechen. Den Widerspruch der Ware in Form funktionellen Versagens will man nicht obendrein noch dulden müssen.

"Sozialleistung" als Ersatz für die Entlohnung der Arbeit Einzelner ist begrifflich kaum mehr faßbar. Der über dem Umweg der zu "leistenden" Zahlung noch erklärbare Begriff mag sich vor allem deshalb durchgesetzt haben, weil eben der Kontrast zwischen den Erbringern der Leistungen und den Leistungsempfängern entsteht. Das stürzt die Empfänger in die Schuld: Sieh an, andere arbeiten für dich! Und es bringt sie in die Nähe der Leistungsunwilligen, da sie ihren Willen nicht unter Beweis stellen. Insofern wirkt hier noch ganz die alte Ideologie über den Arbeiter, der sich sein Leben "verdienen" muß. In Zeiten, da die Gelegenheit zur Erwerbsarbeit oft schlicht fehlt, ist dieser Begriff gewordene Vorwurf absurd. Davon profitieren nur die wenigen, die tatsächlich nichts tun wollen, denn sie wissen sich im Bund mit denen, die sich zurecht beleidigt fühlen.

Doch egal in welcher Ausprägung, "Leistung" spaltet. Die Unterteilung in Gute, schlechte, Willige, Unwillige, Empfänger und Erbringer gelingt tadellos. Fatal ist vor allem die "Bewertung" von Leistungen in Lernprozessen anstelle der Auswertung und Optimierung der Prozesse selbst. Es ist

eine klare Entscheidung: Wer solche Leistung befördert, will keine Bildung. Unterfüttert durch das Konkurrenzprinzip, werden so nicht menschliche Fähigkeiten entwickelt, sondern der auf egoistische Selbstsorge ausgerichtete Wille zum *eigenen* Erfolg.

Insofern paßt sich das leistungsorientierte Schulwesen ein in den Trend. Wer hier Erfolg hat, ist anpassungsfähig ohne Bindungen einzugehen, also mit den Mitteln zur erfolgreichen Selbstsorge ausgestattet. Leider werden in den Schuljahren auch Charaktere gebildet, so daß Leistung und Selbstsorge in dieser Kombination virulent werden.

Die Funktionen der Leistungsbegriffe scheinen sich um eine Gesellschaftsform zu drehen, die nicht existiert. "Leistung" scheint etwas beschreiben zu wollen, das zum gerechten Verhalten in einem gerechten Staat befähigt. Die Erfüllung der Idee vom idealen Staat, der idealen Gesellschaft, scheint sich durch die Leistung der Einzelnen zu erfüllen, folgt man den aus den Begriffen gerinnenden Versprechungen. Aber mehr noch: Auch dem Individuum lockt das Glück durch Leistung. Wer etwas leistet, wird entlohnt. Blickt man auf die Wirklichkeit hinter den Versprechen, muß man erkennen, daß sich solche "Leistung" verwalten läßt, ohne daß sie ihren Ansprüchen je gerecht geworden wäre. Sie wirkt als begriffliche Basis plumper Ideologien, zur Verkürzung von Bildungsprozessen auf Normerfüllungsroutinen und als Ersatzreligion, die diesseitige Glückseligkeit in Aussicht stellt.

Wie aber steht es um die erfüllten Versprechen? Diese Frage stellt sich nicht nur, weil falsche Versprechungen in der Regel auch einen wahren Kern haben, sondern auch, weil das erfüllte Versprechen in seiner Wirkung genau betrachtet werden muß, will man verstehen, wie Anspruch und Wirklichkeit zueinander stehen. Es ist durchaus möglich, es durch individuelle Leistung zu etwas zu bringen. Es läßt sich gar mit Recht behaupten, daß der bewußte Bezug auf Leistung und die ehrgeizige Erfüllung der Leistungsnormen mit der Erfüllung von Glücksversprechen verbunden ist. Die ideologische Überhöhung der Bedeutung von Leistung kann damit durchaus auch verbunden sein in dem Sinne, daß ein höherer sozialer Status durch Leistungserfolge erreicht werden kann und die Erfolgreichen ihrerseits dadurch die Leistungsideologie befördern. Dies darf man aber als nachrangig betrachten. Unmittelbar ist Erfolg durch Leistung kein Glück. Erst die Bindung an Akkumulation macht das Glücksempfinden aus. Kurz: Das "Verdienen" von Geld bindet Leistung an Befriedigung. Dieses Glück ist ein strikt individuelles. Es sind die Einzelnen, die für sich selbst Geld verdienen. Das "Glück" der Leistungsgesellschaft ist reine Selbstsorge.

Leistung und Selbstsorge

Es stellt sich die Frage, ob Leistungsprinzip und Selbstsorge ein- und dasselbe sind, die Kritik an Marcuse vielleicht voreilig war. Erinnerung sei noch einmal daran, daß Marcuses Begriff vom "Leistungsprinzip" eng an die Bereitschaft zur Produktion gebunden war und die Voraussetzungen vermissen läßt, derer es bedarf, um den Konsum sicherzustellen, der erst die Produktion ermöglicht. Selbstsorge geht über das Leistungsprinzip hinaus. Noch im Hinblick auf die Sicherung der Lebensgrundlagen Einzelner, ist Selbstsorge schon mehr als das Leistungsprinzip. Zwar läßt sich sagen, daß die Einzelnen zur Teilnahme an Produktion gezwungen werden, um ihren Lebensstandard zu sichern, aber es fallen inzwischen die meisten heraus aus einem Schema, dessen Grundlage der Verkauf der eigenen Arbeitskraft ist. Und das, obwohl Erwerbstätigkeit für Frauen inzwischen Standard ist. Sie werden nicht mehr zur Sicherung der Reproduktion und Fürsorge an Heim und Herd gebunden, sondern sind ein Teil der Produktions- und Konsumwelt wie zuvor fast ausschließlich die erwerbstätigen Männer. Allerdings ist der Anteil der abhängig Beschäftigten an der Bevölkerung stark auf dem Rückmarsch. Es macht also keinen Sinn, den Verkauf der Arbeitskraft zum sozialpsychologischen Existential zu machen. Das Leistungsprinzip und seine Ideologie sind nach wie vor in hervorragender Weise geeignet, die Tendenz zur Selbstsorge voranzutreiben. Aber erst in dieser kommt das Wesen der postmodernen Gesellschaft zur Geltung. Es ist kein Entrinnen, jenseits jeder Produktionssphäre und auch ohne Bezug auf Selbstlegitimation und Karrierestreben ist das Prinzip der Selbstsorge präsent. Das hat zum Teil Gründe, die sich in keiner Weise geplanten Vorgängen oder den Mächtigen Mächtiger verdanken. Wenn etwa der

Anteil der Rentner dramatisch steigt, sind eben weniger Menschen mit Produktion beschäftigt. Die Konfrontation der Alten mit dem Problem der Selbstsorge ist hingegen drastisch. In der Regel kümmert sich keine Nachkommenschaft um sie, was sich um so stärker bemerkbar macht, je weniger Kinder überhaupt noch geboren werden. Wer sich nicht rechtzeitig um sein Altenteil selbst gekümmert hat, ist von Armut bedroht, die er nicht mehr selbst abwenden kann. Und schließlich muß er noch als Pflegefall damit rechnen, mangels professioneller Hilfe oder mangels ausreichender Organisation zur Finanzierung derselben unterversorgt zu sein. Und selbst, wo diese gewährleistet ist, besteht das Motiv in der Regel in der finanziellen Selbstsorge des Pflegepersonals. Die Hoffnung ließe sich daran knöpfen, daß Erfahrungen, die professionelle Helfer in diesem Zusammenhang machen, wiederum zwischenmenschliche Fürsorge befördern könnten. Es müßten allerdings gute Erfahrungen sein, deren Zustandekommen auf eine ausreichende finanzielle Ausstattung angewiesen ist. Das aber macht die zahlreichen Alten zu einer ungeheuren Belastung der Haushalte. Die Konsequenzen liegen auf der Hand.

Der Trend bleibt unter der Hegemonie der Selbstsorge stabil: Selbstsorger wollen keine Kinder. Kinder stehen der Karriere im Weg und kosten Geld. Es bröckelt an den Rändern. Wer sich nicht selbst versorgen kann, kostet Geld und belastet die Haushalte. Daraus werden die Konsequenzen gezogen, soweit man sie ziehen kann. Die Alten wird man nicht los, also belastet man sich zumindest nicht noch mit Nachwuchs. Daß sich mit genau solchen Entscheidungen das Dilemma nur vergrößert, fällt jemandem auf, der das System als Ganzes denkt. Aber auch hier hat die Manie zur Selbstsorge schon die Köpfe verseucht. "Nach mir die Sintflut!" Die Phantasielosigkeit, die sich in solchem Denken niederschlägt, ist in der Tat niederschmetternd. Nicht bloß, daß der dem kollektiven Irrsinn eingefügte Jugendwahn offenbar dazu führt, daß niemand mehr selbst ans "Alter" denkt, einen Lebensabschnitt, der immer länger und wichtiger wird, ohne daß die mediale Öffentlichkeit davon wirklich Kenntnis nimmt. Das Faszinierende besteht darin, daß Leben selbst völlig in den Hintergrund gerät. Die Entscheidung gegen Kinder, die zur Regel wird, richtet sich an Lebensentwürfen aus, die getrost als "fetischistisch" bezeichnet werden dürfen. Jedenfalls kommt der Gedanke an ein lebendiges Zusammenleben als Ziel eigenen Strebens darin kaum vor. Was bedeutet es den Einzelnen, mit Alten und Kindern zusammenzuleben? Ist es etwas anderes als eine Belastung?

In der öffentlichen Kommunikation wird das Thema "Familie" dem entsprechend abgehandelt. "Kollektive", Zusammenschlüsse von Menschen nichtfamiliärer Art, werden schon gar nicht zum Thema, es sei denn als böser Spuk vergangener kommunistischer Diktaturzeiten. Und auch die Unterhaltungsmedien sind nicht sonderlich interessiert. Außer sporadisch erfolgreichen amerikanischen Rührstücken, in denen Familien bonbonrosa zur Karikatur verkitscht werden, ist Zusammenleben kein Thema. Es sei denn, man betrachte Mord und Totschlag als gängige Kommunikation moderner Kollektive. Daß am Ende einer selbstvergessenen Kultur Menschen in Containern zur Schau gestellt werden, um die Beziehung des Medienkonsumenten zum Kollektiven auf Voyeurismus zu reduzieren, ist konsequent.

Die Bilder der Selbstsorge

Die Bilder werden passend zur stillen Ideologie produziert. Gefragt sind die Einzelkämpfer. Stereotypen, deren Unabhängigkeit so weit geht, daß sie über jedem Gesetz stehen, vor nichts Angst haben und reuelos töten. Die Einzelnen werden in überhöhten Positionen dargestellt, ausgestattet mit einer Verfügungsgewalt, von der die realen Individuen nur träumen können. Egal, ob Science Fiction, Fantasy, Krimi, Historien- oder Actionfilm, das Schema ist stets das des Einzelhelden oder Führers, der Kraft seiner Macht die Handlung spätestens zum Happy End bestimmt. Was vom Mainstream dann noch bleibt an Darstellung von Zwischenmenschlichkeit, sind Liebesgeschichten, die auf ihre Weise die Stellung der Einzelnen überhöhen und mit den Problemen realer Beziehungen nicht belastet sind. Einzig der Humor kann, in besonders gelungenen Einzelfällen von Komödie, noch Bilder liefern, die mit Realität korrespondieren. Nur in der bewußt gebrochenen Darstellung, dem Witz, ist noch Wirklichkeit.

Wieder breitet sich der Hauch einer Verschwörungstheorie aus: Werden die Einzelnen von der bösen Filmindustrie verdummt und gehirngewaschen? Unsinn. Zwar ist es völlig richtig, zu sagen, daß sich das System mit Hilfe solcher "Medien" reproduziert, aber das System folgt keinem Machtinteresse Einzelner oder elitärer Gruppen. System ist System, ist System. Die Bilder folgen den Bedürfnissen der Einzelnen wie diese den Bildern. Daher lassen sich aus den Produktionen der Kitschindustrie eben auch Rückschlüsse auf den Zustand der Kultur ziehen.

Letzteres sei als Empfehlung in den Raum gestellt. Es liegt mir fern, mit einem Zirkelschluß so zu tun, als sei die These von der Einzelkämpfer - Ideologie in zeitgemäßen Filmproduktionen ihr eigener Beweis, weil es so schön zur Behauptung der Tendenz zur Selbstsorge paßt. Die These ist an dieser Stelle so unbeweisbar, wie sie anderenorts überprüfbar ist. Es lassen sich beinahe beliebige Beispiele dafür heranziehen: Vergleicht man die Darstellung der Einzelnen und ihrer angewandten Handlungsmacht in den Produktionen mit den Wechselwirkungen zu kollektiven Zwängen und Ansprüchen und vergleicht diese Konstruktionen mit realen Handlungssituationen, wird man feststellen, daß die Rolle des Einzelnen, sein Einfluß auf das System, in dem er sich befindet, in den Produktionen aufs Größte überhöht wird. Und man bedenke, daß dieses Schema Anwendung findet in einer Kultur, die ohnehin den Einzelnen sehr viel mehr Handlungsfreiheit gibt, als in irgend einer anderen Kultur der Menschheitsgeschichte! Der Unterschied zwischen den realen Einzelnen und den Filmhelden, das macht das ideologische Moment der Bilder aus, besteht darin, daß der Filmheld Glück hat, wobei er dieses Glück seiner ihm eigenen Macht verdankt, wo reale Einzelne sich im Geflecht fremder Machtansprüche verlieren. Man darf dankbar sein, wenn dieses Schema in Form einer märchenhaften Geschichte präsentiert wird, um den Bezug zur schon seltsamen Sehnsucht der Einzelnen nach dem Ende ihrer Ohnmacht wenigstens zu retten - es ist ja nur ein Traum. Vollendete Verblödung suggeriert, starke Männer könnten reale Probleme durch Gewalt gegen das Böse lösen. Die Wirklichkeit der Demokratie zeigt sich nicht zuletzt daran, daß solche Blödheit nicht mehr dem gegängelten Proletariat vorbehalten ist, sondern längst auch die Mächtigsten befallen hat. Präsentiert sich der Präsident als Cowboy, erheischt man wohl einen kurzen Blick ins Reich der Ideen: Hier kommt die Komik zu sich selbst.

Bemerkenswert am Schema der filmischen Massenproduktionen ist der Ursprung des dort erzeugten Scheins in der Frustration. Figuren, die solche Allmachtsphantasien ausfüllen, derer sich reale Einzelne bedienen, um ihre Ohnmachtsgefühle zu ertragen, haben jederzeit Konjunktur. Der Kampf ums Dasein auf der Leinwand ist existentiell, groß und ein Abklatsch der Mythen. In göttlichen und übermenschlichen Dimensionen wird dort ausgetragen, was im Alltag an der Tücke des Objekts und in den Mühlen der Verwaltung scheitert. Die mannigfaltigen Ursachen der Alltagsfrustration werden nicht benannt oder hinterfragt, sondern die durch sie erzeugte und angestaute Energie wird genutzt, um die Einzelnen an die "Story" zu binden. Leiden und Erlösung werden so zubereitet, daß die im realen Leben Unbefriedigten für eine kurze Zeitspanne entspannen dürfen. So wird noch das völlige Scheitern des Konzeptes "Selbstsorge" triumphal ins Gute gewendet. Daß Unterhaltung so funktioniert, ist nicht als "amoralisch" zu brandmarken. Warum sollte ausgerechnet die Unterhaltungsindustrie dem Guten dienen, wenn das korrumpierte Schöne durstig aufgenommen wird? Der Bezug auf Wahrheit würde solche Fragen aufwerfen. Aber was gilt die Wahrheit im Kampf der Einzelnen? Und ist sie nicht obendrein langweilig?

Beziehungslosigkeit prägt die Bilder, die Welt dieser Bilder ist die des Verhältnisses von Allmacht zu Ohnmacht. Dabei treten die Einzelnen dieser Konstellation in medialen Ereignissen unbeteiligt gegenüber, d.h. sie sind nicht Teil dieser Welt. Es ist ihnen in den Filmproduktionen Fiktion, also Konsumgut. Sie wissen um den Unterschied zur Wirklichkeit, wenngleich sie nichts über den Ursprung der Fiktion in realer Frustration wissen. Als extremes Phänomen erkennen Konsumenten aber solche Einzelne, die den Unterschied zwischen Fiktion und Realität ihrerseits nicht erkennen. Real umgesetzte Allmachtsphantasien werden als "Amok" wahrgenommen. Allerdings ist das Talent der Einzelnen, sich das Phänomen "Amok" zu erklären, gering. Auch und gerade das Talent derer, die in der Medienproduktion beschäftigt sind. Die Reaktion auf Ereignisse wie Amok ist Empörung, Entsetzten. Rituale ersetzen den Diskurs. Die Einzelnen wollen offenbar nicht wissen, daß Amok

die letzte Konsequenz der Selbstsorge ist, eine Orgie der Freiheit. Wer wollte ihnen das auch vermitteln?

Allmacht ebenso wie Ohnmacht ist frei von den komplexen und mühevollen Verhandlungen zwischen den Einzelnen, aus denen sich noch Kollektive bilden können. Solche Verhandlungen, Diskussionen, Vertragsgespräche durchtränken die Wirklichkeit der Kollektive, bis hinein in die Familien, die als Zwangsgemeinschaften oder natürliche Kollektive dennoch nicht frei sind davon. Demokratische Gesellschaften zeichnen sich nicht durch freie Wahlen aus, sondern durch die Allgegenwart der Diskussion.

Kollektive und Verträge

Das befreite Individuum ist kein philosophisches Phänomen des 21. Jahrhunderts. Diejenigen, die immer schon wußten, daß alles schon bei diesem oder jenem Philosophen besprochen wurde, sollen auch auf ihre Kosten kommen. Im Zuge der ideologischen und sozialen Befreiung Europas von Theologie und Klerus, als herausragende Einzelne wieder begannen, frei zu denken, kamen sogleich skeptische Betrachtungen auf, die das heikle Verhältnis der Einzelnen zu den Kollektiven behandelten. Zu nennen sind hier etwa die Texte von Hobbes und Rousseau. Beide waren sich darin einig, daß dem Einzelnen nicht zu trauen ist. Hobbes schloß daraus, die Einzelnen müßten unter einem allmächtigen Gesetz, d.h. Staat, zur Räson gebracht werden, während Rousseau darauf setzte, daß sie ihre Verfügungsgewalt an einen Gesellschaftsvertrag 'freiwillig' delegierten, dem sie sich freiwillig zu unterwerfen hätten. Der Bezug aufs Kollektive als Kontrollierendes wird also notwendig, um die Einzelnen im Zaum zu halten. Daß ein autoritärer Staat nicht dauerhaft geeignet ist, Einzelne ans Kollektiv zu binden, wurde experimentell in vielen Varianten belegt. Die europäischen Demokratien haben sich daraus auf recht vernünftige Weise etabliert (wobei sogenannte Konstitutionelle 'Monarchien' hier auch als Demokratien verstanden werden). In der Tat sind die Beziehungen der Einzelnen hier, vor allem die nicht-intimen, geprägt durch Vertragsverhältnisse. Daß solche im Grunde auf die Regelung von Besitzverhältnissen beruhen, hat seinen Witz vor dem Hintergrund der Lektüre Rousseaus. So sehr dieser sich über den Grundbesitz als Wurzel allen Übels echauffierte, führt gerade die Wirklichkeit eines Gesellschaftsvertrages dazu, daß sogar die Beziehungen der Menschen zur Funktion des Eigentums werden. Das Medium des Vertrags ist die Zahlung. Im Zivilrecht wird geregelt, wer wem wieviel schuldet, und auch Sanktionen werden in Form von Zahlungen verhängt. Sogar das Strafrecht arbeitet niederschwellig damit. Die Einzelnen als Freie sind aus der Sicht des Rechts Geschäftspartner. Wer sich dem durch Delinquenz entzieht, verliert seine Freiheit und wird aus der Gesellschaft der Einzelnen entfernt. In dieser Geschäftsgesellschaft ist der Einzelne Selbstsorger. Jeder mündige Bürger tritt für sich selbst als Einzelner auf. Nur die Unmündigen fallen aus diesem Schema, haben aber gesetzliche Vertreter, die wiederum auftreten wie Einzelne in Geschäftsbeziehungen. Natürliche Kollektive haben keine gesetzliche Vertretung und werden betrachtet wie zufällig anwesende Einzelne. Eine Familie etwa hat keine gesetzliche Vertretung, ebensowenig wie eine Wohngemeinschaft, eine Clique oder eine Reisegemeinschaft. Paradoxerweise wird vom Gesetz als Kollektiv erkannt, was sich nur vertraglich bindet, also hauptsächlich Geschäftspartnerschaften und Körperschaften der Wirtschaft. Eine "GmbH" ist vor dem Gesetz eine Gemeinschaft, eine Familie nicht. Anschaulich wird der Unterschied am Beispiel der Ehe. Erst die standesamtliche Hochzeit macht ein Paar zu einer Gemeinschaft. Der vor Gott und der Welt geleistete Treueschwur gilt (nach deutschem Recht) ebenso nichts wie gemeinsame Kinder. Unverheiratete Familiengründer sind nicht einmal im Erbrecht eine Gemeinschaft. Das mögen rechtliche Spitzfindigkeiten sein, entscheidend ist aber der Blick auf die Beziehungen der Einzelnen zu den Kollektiven und ihrem Regelwerk. Das Empfinden der Einzelnen, ihre emotionale Bindung an Kollektive, verläuft weitgehend quer zu den geschäftlich organisierten Rechtsgemeinschaften. Ob sie sich am Recht, am Vertrag oder an einer Vorstellung vom "Wir" orientieren, ist entscheidend für das Wesen des Kollektivs. Zusammenschlüsse selbstsorgender Einzelner bedürfen anderer Kompetenzen als fürsorglich orientierte Kollektive. Als

Versicherungsnehmer etwa sind sie Selbstsorger, und entscheidend für die Teilhabe an der Geschäftsbeziehung ist allein ihre Vertragsfähigkeit.

Als Teil einer natürlichen Gemeinschaft wie etwa der Familie kommen andere Kompetenzen zum tragen, mithin die Bindungsfähigkeit der Einzelnen. Der "Geist" einer Gemeinschaft birgt das Potential der Fürsorge, während Selbstsorgekollektive nur auf ein Minimum an Regeltreue angewiesen sind. Das liegt vor allem daran, daß die Einzelnen als Teil natürlicher Kollektive konstitutiv sind, während Geschäftspartnerschaften sich auf das Objekt des Vertrages beziehen. Die persönlichen Beziehungen der Einzelnen in natürlichen Kollektiven widersprechen insofern der Rechtswirklichkeit, als daß Leistungen des Kollektivs wie der Einzelnen im Kollektiv nicht einklagbar sind. Im Gegenteil: Die Sphären von Recht und Beziehung sind einander völlig unzugänglich. Es mag dieser Bruch sein, der zuvörderst die Einzelnen in die Selbstsorge treibt. Und wieder lockt die Karriere: Jede Enttäuschung in persönlichen Beziehungen reizt zum Austritt aus dem Kollektiv, der wiederum kompensiert werden muß. Wirtschaftliche Unabhängigkeit muß gewährleistet sein, und über den Verlust der Bindung tröstet käufliches Amüsement. Die Erfahrung der Lösung vom Kollektiv, wo diese gelingt, verleitet zum Irrtum der Unabhängigkeit von stabilen Beziehungen überhaupt. Der Weg zurück ist häufig verbaut und der Aufbau neuer Beziehungen unattraktiv. Dort drohen nur die Wiederholung traumatischer Erfahrungen und der Verlust der Unabhängigkeit.

Hinzu kommt, daß der Austausch sozialer Akte, das Füreinander, gegenseitige Unterstützung und Mühe für die Anderen im Kollektiv, nicht dauerhaft gesichert sind. Es gibt kein Recht auf gleiche Mühe. Im Kollektiv zeigt sich wahre Freiwilligkeit. Erst die Einsicht, daß es richtig ist, eine Leistung ohne Gegenleistung zu erbringen, befähigt wirklich zum Leben im Kollektiv. Das einstudierte Verhalten versierter Selbstsorger und Vertragsbürger steht dem aber im Wege. Diese leiten aus jeder Leistung nämlich das Recht auf eine Gegenleistung ab. Und da sie nicht durch einklagbare rechtliche Regelungen davon abgehalten werden, ist es ihnen ein leichtes, die Gegenleistung einzufordern, ohne selbst zur Leistung bereit zu sein. Spätestens mit solchen Einzelnen wird die Diskussion ausufernd. Verhandelt werden muß in den Kollektiven, denn es gibt keine feste Ordnung und meist auch nicht die ausreichende Bereitschaft zur Mehrleistung. Auf diese Weise etabliert sich das Phänomen "Diskussion" quer zu den Sorgeformen und ihren Kollektiven. Während aber die öffentliche Diskussion in Entscheidungsfragen zu Erlässen und Gesetzen führt, ist die private Diskussion der natürlichen Kollektive vordergründig unbegrenzt.

Das Ende der Diskussion kennt drei Arten: Ermüdung, Durchsetzung von Macht und Einsicht. letztere ist häufig die notwendige Bedingung für die Bindung der Einzelnen an natürliche Kollektive. Ist sie nicht gegeben, scheiden Einzelne aus dem Kollektiv aus. Das bedeutet aber nicht, daß quasi im Umkehrschluß die Einzelnen aus Einsicht in den Kollektiven verbleiben. Vielmehr muß man beachten, daß häufig reale oder psychische Abhängigkeiten der Grund dafür sind. Man darf sogar bezweifeln, daß Einsicht irgend einen Einfluß auf die Realität der Gesellschaft und der Kollektive hat. Diskussion ist insofern dem Balzverhalten und dem Ritual näher als dem Versuch gerechter Einigung. Die Vorstellung vom "herrschaftsfreien Diskurs" ist eine Lachnummer.

Kommunikation und Wahrheit

Kommunikation auf Einigungsprozesse zu reduzieren, ist schlicht dumm. Wer Versucht, auf diese Weise "Vernunft" zu etablieren, vergeht sich an der Realität des zwischenmenschlichen Austauschs. Das Ausdrucksmoment der Sprache hat in natürlichen Kollektiven höchsten Rang, Sprechen dient häufig dem Kontakthalten, man versichert sich der Anwesenheit des Kollektivs. Das wirkt sich häufig aus bis hinein ins Selbstgespräch, in dem "Kollektiv" simuliert wird als etwas, zu dem man sprechen kann. Kommunizieren ist etwas völlig anderes als der Austausch von Sachinhalten. Unter dem Einfluß der Selbstsorge tendiert Kommunikation zur Klärung von Machtansprüchen, die "demokratisch" als Sachinhalte verpackt werden. Jeder kämpft für die Steigerung seiner Verfügungsgewalt, für die Anreicherung eigener Ressourcen, und sucht Gründe dafür. Dieses Spiel von Suggestion und Gegensuggestion erzeugt "Wahrheit" als evolutionäres Wissen. Wahr ist, was

sich durchsetzt. Daß der Bezug auf Widerspruchsfreiheit etwa eine Rolle im Diskurs spielt, liegt daran, daß Widersprüchlichkeit als Makel gilt. Es bedarf daher einer größeren diskursiven Macht, bestimmte Widersprüche als Wahrheit zu etablieren. Das heißt aber keineswegs, daß auch nur irgendwer darauf abzielt, der reinen Wahrheit zum Durchbruch zu verhelfen. Wenn sie Eigeninteressen zuwiderläuft, ist solche Wahrheit wenig wert. Wirtschaftskommunikation hat das längst derart verinnerlicht, daß sie deshalb in Schwierigkeiten gerät. Werbung lügt, daran stört sich aber niemand mehr. Daß dann aus börsennotierten Unternehmen Falschmeldungen über die geschäftliche Situation zum Alltag gehören, zeigt, wie weit der Verzicht auf Rationalität geht, wenn sie nicht unmittelbar den Interessen dient.

Eines gilt immer: Wahrheit ist verhandelbar. In Selbstsorgebeziehungen kann man sie dem entsprechend vertraglich regeln, und die Kommunikation als Verhandlung ist vorrangig Einflußnahme auf den Vertragstext. In natürlichen Kollektiven kann solche Kommunikation ebenso stattfinden, sie ist aber angereichert durch Kontaktsuche, Erzählung, Vermittlung, Ausdruck etc.. In der privaten Kommunikation erst wird das ganze Spektrum von Sprache und Austausch entfaltet. Solche private Kommunikation ist Urerfahrung der Einzelnen, und zwar noch vorsprachlich. So ersetzt sprachliche Kommunikation langsam und Schrittweise den körperlichen Kontakt, ohne daß im Anfang auch nur der Gedanke aufkommt, durch Kommunikation würden Wahrheiten oder Machtansprüche verhandelt. Die Loslösung vom Anderen der Kommunikation, der Mutter bzw. der Eltern, insofern das "Selbst", wird vom Kind als lebensbedrohend empfunden. Es bedarf intensiver Kämpfe und Emanzipationsprozesse, um die Einzelnen zu Selbstsorgern zuzurichten.

Nun liegt es im Bedürfnisspektrum der Einzelnen, die Emanzipation und den Verlust der Geborgenheit zu kompensieren. Hierzu bieten sich Beziehungen an, Kollektive können unterschiedliche Aspekte des Bedürfnisses nach Geborgenheit absichern. Die Einzelnen haben die Fähigkeit, einen Teil ihrer selbstbezüglichen Ressourcen an Andere zu knüpfen (Übertragung narzißtischer Triebenergien). Zur Erklärung: Die Ablösung von der nährenden Mutter hinterläßt das Bedürfnis und die Fähigkeit, in den Zustand des 'vor-Ich' zurückzukehren. Ehe Kinder lernen, sich als "ich", als Selbst, als eigene Persönlichkeit zu erkennen, nehmen sie sich als Teil der Welt wahr, zu der unmittelbar auch die nährende Mutter gehört, sowie ggf. weitere Personen des Kollektivs/der Familie. Es ist eine interpersonelle Einheit. Solche interpersonellen Einheiten lassen sich auch vom erwachsenen Selbstsorger herstellen, indem er regrediert. Es werden dabei Anteile des Selbstbezugs auf andere übertragen. Dies geschieht etwa in Liebesbeziehungen oder auch in Phänomenen von Gruppenidentifikation, z. B. in Fußballstadien. Solche Vorgänge und die mit ihnen verbundenen "Kommunikationen" entbehren äußerlich offenbar jeder Rationalität. Ein Bezug auf Wahrheit ist aus Sicht dieser Phänomene ebenso lächerlich, wie diese Phänomene aus Sicht einer auf Wahrheit fokussierten Sichtweise. Es wäre dennoch töricht, Identifikationsphänomene zur Herstellung oder Simulation von Kollektivgeborgenheit als unbedeutend abzutun. Es mag gar sein, daß alle Kommunikation im Dienste unbewußter Identitätssuche steht, die ursächlich Kompensat des Verlusts frühkindlicher oder pränataler Einheit ist.

Daher mag auch die Manie zur Selbstsorge, endloser Kumulation und entgrenzter Expansion rühren: Der losgelassene Selbstsorger bemerkt nicht, daß er in die falsche Richtung marschiert ist, ihm schwant aber, daß er sein eigentliches Ziel niemals erreichen wird. Was ihm bleibt, ist gnadenloser Ehrgeiz. Er sucht Erfolge in Aneignungsprozessen, wo er sich ursächlich enteignen will. Anstatt sich also zu überlassen, in Beziehungen und Kollektiven, nimmt er Teil an Tauschbeziehungen mit Gewinnaussichten.

Fürsorge in Kollektiven; Paarbeziehung vs. Familie

Die minimale Fürsorgeeinheit, derer moderne Selbstsorger sich bedienen, die sich noch nicht vollständig von menschlichen Beziehungen abgekoppelt haben, ist die Zweierbeziehung. Soweit sich Einzelne darüber einigen, daß sie eine dauerhafte Paarbeziehung eingehen, d.h. sich von beliebigen Austausch- oder Vertragsbeziehungen unterscheiden wollen, finden Prozesse statt, die Züge von Fürsorge tragen. Es wird sich gar häufig finden, daß Paarbeziehungen in der Absicht und

Erwartung der Fürsorge entstehen. Allerdings zeigt sich, daß Paarbeziehungen, ebenso wie Kleinfamilien, mit den an sie gestellten Ansprüchen betreffend Fürsorge überfordert sind. Zur Geschichte dieser Ansprüche: Aus stabilen Kollektiven heraus war erst die Möglichkeit für Einzelne entstanden, Freiheit zu genießen. Die Möglichkeit zur Rückkehr ins Kollektiv war Voraussetzung für Alleingänge, die dem Kollektiv Erfahrungen ermöglichte, die es als Ganzes nur über die Berichte Einzelner zu machen imstande war. Riskante Abenteuer waren möglich, weil Kollektive, seien es Clans, Völker oder Staaten, daheim weiter für das zum Leben notwendige sorgten, während ausgewählte Einzelne in der Ferne jagten, eroberten oder Handel trieben. Es kam dem Einzelnen zugute, wenn die Familie bei der Rückkehr noch am Ort war, der Staat noch existierte, von dem sie aufgebrochen waren. Solange die Ressourcen begrenzt waren, war die Möglichkeit gering, als Einzelner irgendwo zu überleben, wo man nicht qua Geburt dazugehörte. Warum sollte das knappe Brot mit Fremden geteilt werden? Erst die Möglichkeit individuellen Reichtums und überregional akzeptierter Zahlungsmittel ermöglichte Einzelnen überhaupt eine relative Freiheit der Bewegung. Diese war trotzdem gefährlich, und es dauerte Jahrhunderte, ehe solche Freiheit Allgemeingut wurde. Die Kollektive, die den allermeisten Einzelnen den Rückhalt boten, der zum Leben notwendig war, wurden lange also nicht beeinträchtigt durch die Freiheit einzelner Abenteurer. Sie konnten davon nur profitieren, da so Einzelne ihr Leben riskierten, um die Erfahrung und womöglich den materiellen Fundus des Kollektivs zu bereichern, ohne daß das Kollektiv als Ganzes gefährdet wurde. Die frühen Erfahrungen der Freiheit, die Selbstsorger später ganz selbstverständlich einfordern werden, sind also zunächst mit der Duldung und Unterstützung von Kollektiven verbunden, später mit Risiko und Kumulation als Voraussetzung der Freiheit. Die historischen Grundzüge der Freiheit, die heute noch die Abenteuergeschichten prägen, weisen somit auch einen engen Bezug zu sozialer Anerkennung auf. Wer das Abenteuer überlebte und Nahrung, Reichtümer und Geschichten nach Hause brachte, wurde aus guten Gründen gefeiert. Nicht, weil ihm luxuriöse Fetische "gehörten", sondern, weil er dem Kollektiv diente und dessen Leben bereicherte.

Der Abklatsch, die Karikatur solchen Abenteurertums ist heute der Alltag des statusorientierten Einzelnen. Die Aneignung von Dingen und deren hervorzeigen ist zu einer Form der Kommunikation freier Einzelner geworden. Es ist kein Kollektiv mehr, das Anerkennung zollt. Wofür auch? Im Neid erkennen die Einzelnen den Unterschied zwischen den Meriten der Abenteurer und dem Snob, der sein Erbe verpraßt. Und auch die, die "es sich verdient" zu haben glauben, weil sie ihre eigene Karriere gemacht haben, müssen erfahren: Echte Anerkennung bedarf des Kollektivs, das bewußt von den Verdiensten der Einzelnen profitiert. "Andere" können Anerkennung gar nicht zollen, wenn sie nicht zu einem tragfähigen "Wir" gehören. Dieses findet sich in der Regel nicht.

Der nur pekuniäre oder ökonomische Gewinn kann das nicht ersetzen. Nicht bloß, daß die Leistungen Einzelner für das Florieren einer Gemeinschaft bzw. Gesellschaft abstrakt bleiben. Es ist kein gemeinschaftlicher Erfahrungsgewinn mehr. Die funktionale Differenzierung, die Wissenschaften, Behörden, Körperschaften etc. hervorgebracht haben, machen Erfahrungen und Versorgung verfügbar, ohne daß sie gemeinschaftlich erlebt werden. Was bleibt, ist Verfügbarkeit. So reichern einige Einzelne Wissen an, andere Reichtum, wieder andere kaprizieren sich auf kurzweilige Erlebnisse, ohne daß darüber ein Kontext entsteht, in den sich Einzelne mit ihrer Lebenserfahrung nachvollziehbar einbinden ließen.

Das Bedürfnis aber besteht. Geborgenheit, Anerkennung, Verständnis, gemeinsame Erfahrungen werden gesucht und damit häufig Paarbeziehungen belastet, in denen einzig noch derartiges möglich zu sein scheint. Die Übertragung derartiger Bedürfnisse auf eine Paarbeziehung und die Bindung der Erfüllungserwartung an eine einzelne Person ist schon eine Belastung, die das Gefüge selbst in günstigen Fällen überstrapaziert. Ein übriges tut die Möglichkeit, sich jederzeit aus der Beziehung zu lösen. Werden also solche Paarbeziehungen nicht durch ein günstiges Umfeld gestützt, in das Beziehungsfunktionen in der Art von Kollektiven ausgelagert werden, sind sie auf Dauer kaum haltbar. Die Stabilität solcher Beziehungen wird dann häufig nur durch infantile Verlustangst gewährleistet. In solchen Fällen richtet sich das Talent der Übertragung narzißtischer

Triebenergien gegen die handelnde Person, und der drohende oder tatsächliche Verlust des Partners wird zum Trauma.

So etwa läßt sich der Idealtypus moderner Paarbeziehungen beschreiben. Kommen noch Kinder hinzu, entsteht häufig eine instabile Kleinfamilie, die mit den auf sie projizierten Harmoniebedürfnissen zu kämpfen hat. Um diese Konstellation herum bilden sich in der gesellschaftlichen Realität die merkwürdigsten Varianten. Ohne Kenntnis des Problems im Kern werden dann Reparaturmaßnahmen am unbefriedigenden Objekt der Gemeinschaft vorgenommen, die zwischen den Bedürfnissen der Selbstsorger und den auf sie ausgerichteten Institutionen zermahlen werden. Gerichte, Scheidungsanwälte, Psychologen, Ämter, Kinder- und Jugendhilfe etc. sollen das regeln, was die Gemeinschaft, die keine ist, eben darum nicht leistet. Dabei mögen in günstigen Fällen gute Kompromisse und faire Verträge entstehen, aber den Geist einer Gemeinschaft erwecken solche Maßnahmen nicht.

Die politischen Konzepte, an denen die Gesellschaft sich orientieren soll oder an denen sich zumindest die Einrichtungen der öffentlichen Hand orientieren, sind, wie bereits geschildert, nicht auf der Höhe des Problems. Ausgerechnet die Ideenlehren, die sich als "Sozial", "Sozialdemokratisch" oder gar "Sozialistisch" bezeichnen, haben die soziale Realität aus den Augen verloren und sich auf Mechanismen zur Herstellung einer "Gerechtigkeit" verlegt, die niemanden mehr interessiert. Die Teilhabe am gesellschaftlichen Reichtum ist soweit gegeben, daß niemand Angst vor dem Hunger hat. Die Teilhabe an der Entwicklung der gesellschaftlichen Wirklichkeit scheint gar nicht mehr möglich. Vielleicht täte es den "sozialen" Bewegungen und Parteien gut, wenn sie sich wenigstens mit der Illusion einer solchen Teilhabe beschäftigten. Wenn und insoweit es ihre Aufgabe ist, ihrem Klientel ein gutes Gefühl zu verkaufen, so sollten sie sich dafür einsetzen, daß die "einfachen Leute" sich einbilden dürfen, sie könnten etwas bewegen. Die Utopie, gemeinsam etwas zu schaffen, ist ihnen wichtiger als zwei Prozent mehr Arbeitslosengeld. Wirft man ihnen statt dessen vor, sie seien nur zu faul zum Arbeiten, kann man sie auch gleich förmlich bitten, rechtsradikal zu wählen. Von den Genies dieses Abschaums wird ihnen wenigstens versprochen, was sie vermissen: Zusammengehörigkeitsgefühl und Achtung.

Die Konservativen haben nicht mehr zu bieten. Ihre romantisch-revisionistischen Vorstellungen von der Wirklichkeit moderner Familien verkennt vollkommen die Lage. Auf bizarre Weise ergänzen und stabilisieren sie die trostlose Landschaft gesellschaftlicher Selbstwahrnehmung. Ohne den Konservativismus wären die "Sozialen" längst aufgefliegen. Aber ein Teil des Volkes hat berechnete Angst vor den "Lösungen" aus dieser Richtung, die ihnen schon gar nichts mehr versprechen. Während die "Sozialen" wenigstens über finanzielle Förderungen von Familien und die Vertretung der Interessen abhängig Beschäftigter Kollektivstrukturen stabilisieren, gelingt dies den Christlich-Konservativen nicht mehr. Deren enge Bindung an liberale Wirtschaftspolitik reduziert die Angestellten auf eine Funktion des Marktes. Nach diesem Bild haben Angestellte flexibel zu sein, möglichst geringe Kosten zu erzeugen und sind mit möglichst wenig Einfluß auf die Wirklichkeit in den Betrieben auszustatten. Ein solcher Arbeitnehmer, der immer bereit sein soll, den "Standort" zu wechseln, also seinen Lebensmittelpunkt, der keine Anbindung zum Betrieb hat, in dem er nicht mitbestimmt, und der schlecht abgesichert das Risiko für seine eigene Versorgung trägt, gründet keine Familie mehr. Auf diese Weise untergräbt der Konservativismus seine eigene Basis. Zumal in der Konkurrenz zu den "Sozialen" kann er so nicht bestehen, denn wenn die Alternativen darin bestehen, entweder ständig mit der Gefahr des erzwungenen Wohnortwechsels zu leben und größere Risiken zu tragen oder für kaum weniger Geld beschäftigungslos am Ort zu bleiben, werden auch die Selbstsorger gern gemächlich. Am Ende werden Familien nur noch von den wenigen gegründet, die sich das problemlos leisten können und von denen, die sich ohnehin als chancenlos betrachten und das neue Proletariat bilden.

Globalisierung: Investition vs. Gewinnstreben

Ideen gegen diesen Trend sind rar. Das Proletariat läßt sich nicht mehr finanzieren, woraus postmoderne Sozialdemokraten den Schluß ziehen, daß die Mittel dazu gekürzt werden müssen.

Immerhin hat sie auch die Erkenntnis erreicht, daß die Vereinbarkeit von Familie und Beruf einen wichtigen Teil der Problemlösung bildet. Allerdings sind die Lösungsansätze mager, hier wird gern auf "fehlende Mittel" verwiesen. Die Konservativen, für die die Verwendung öffentlicher Gelder zur Förderung Bedürftiger immer schon nach Almosen und dem ekelhaften Proletariat stank, sind noch mit einem weiteren Ressentiment belastet: Für sie sind Kinder immer noch tendenziell ein Problem der Frauen, und die müssen ja nicht arbeiten. Genau hier aber liegt ein wichtiges Kriterium zur Förderung der Familiengründung. Die Entscheidung gegen die Solokarriere als ultimative Konsequenz der Selbstsorger und für die Gründung und Aufrechterhaltung einer Familie ist an die Möglichkeit geknüpft, Fürsorge und Arbeit zu integrieren. Der Rheinische Kapitalismus hatte genau das berücksichtigt. Daß viele der Errungenschaften dieser Gesellschaft in Bürokratie versunken sind, ist nicht der Idee anzukreiden. Vielmehr ist das ideenlose Herumreformieren, das sich am wirtschaftlichen Tagesgeschäft orientiert, fatal. Die betroffenen Einzelnen können Veränderungen befürworten, wenn diese an eine Vision geknüpft sind, der sie zustimmen können. Aber offenbar hat niemand auch nur die Idee, ihnen ein solches Angebot zu machen. Kommissionen sprießen wie die Pilze, in denen beraten wird, wie man diverse Kosten reduziert. Wo ist die Kommission, die versucht, sich die Bedürfnisse einer jungen Arbeitnehmerfamilie vor Augen zu führen, um daraus politische Konzepte zu entwickeln? Wo sind die Ideen zur Anbindung der Arbeitenden an ihre Betriebe oder Beschäftigung? Welche Konzepte berücksichtigen, daß minimale Vertragstreue ökonomisch gefährlich ist und macht den Versuch, stabilen Interessenausgleich zum Ziel wirtschaftlicher Bemühungen zu machen? "Globalisierung" muß für jede Dummheit herhalten, die als ökonomische Weisheit daherkommt und nur "Tagesgeschäft" meint. Wo ist der Versuch, den Rheinischen Kapitalismus global zu exportieren?

Ich höre schon die "Experten", die sich kopfschüttelnd abwenden ob solcher Naivität. Glauben wir denn an (Wirtschafts-)Wunder?

Der Vorrang des Ökonomischen bestimmt nicht nur die Themen, sondern auch die Richtung und die Inhalte der Kommunikation. Selbstverständlich müssen Kosten niedrig sein. Natürlich müssen die Umsätze steigen. Daß selbst aus Sicht der Wissenschaft solche "Weisheiten" keine sind, ficht das Geschrei der öffentlichen Debatten nicht an. Daß Wachstum problematisch ist, wird nur am Rande wahrgenommen, aber immerhin in besser informierten Zirkeln diskutiert, und es hat im Begriff der "Nachhaltigkeit" immerhin ein Leitmotiv erzeugt.

Aber die Einwände gegen die heiligen Kühe des Diskurses gehen viel tiefer. In der nächsten Schicht treffen wir etwa auf den, daß selbst unter den Bedingungen eines auf Wachstum ausgelegten Wirtschaftens die Vermeidung von Kosten purer Nonsens ist. Selbst die Angst vor der Erzeugung unnötiger Kosten macht keinen Sinn, weil es kein Wirtschaftssystem geben wird, in dem solche gänzlich vermieden werden könnten. Mechanistisch gedacht, wäre es gar sinnvoll, hohe Kosten zu erzeugen, wenn dadurch der Anteil unnötiger Kosten reduziert würde. Wie auch immer, machen Kosten aber nur dann Sinn, wenn sie in einem Klima kreativer Investitionen getätigt werden. Das mag den Begriff "Kosten" definieren, mit dem aktuell die Kommunikation durchsetzt ist: "Kosten" ist das Synonym für "Gewinnbeeinträchtigung". Die hohl auf den schnellen Gewinn glotzende Ideologie ist zur Investition gar nicht fähig. Jeder Euro, der dem Tagesgeschäft entzogen wird, ist ein verlorener Euro? Kreativ ist solches Denken nicht, und wer so kalkuliert, hat vergessen, was "Investition" eigentlich bedeutet. Wer investiert, hat eine Vorstellung davon, wie sich Wirtschaft und Gesellschaft entwickeln. Und wer Unternehmergeist hat, entwickelt auch Ideen davon, wie sich Wirtschaft und Gesellschaft entwickeln *sollen*. Solcher Unternehmergeist ist entweder sehr rar geworden, oder diejenigen, die ihn pflegen, sind zu leise. Was man allenthalben hört und sieht, sind Deppen, die nicht weiter denken als von heute auf morgen und dabei jeden Tag denselben Unsinn herausblasen. Man könnte inzwischen glauben, Wirtschaft wäre eine tolle Sache, wenn es nur nicht diese widerlichen biologischen Kostenfaktoren gäbe.

Damit sind wir bei einem der stärksten Einwände gegen die gängige Ideologie, die sich kaum mehr jemand zu formulieren traut. Es sind solche, die vordergründig unökonomisch sind. Ideen, die gar nicht nach der Finanzierbarkeit fragen. Ansprüche, die sich jenseits der Welt der Gewinne und persönlicher Bereicherung bilden und eine Vorstellung von ihrer Verwirklichung, die aufs Resultat

vorausschau, anstatt zu fragen, wer bezahlt. Mit solchen Utopien macht man sich heute mehr denn je lächerlich. Die Utopisten dieser Zeit haben es dementsprechend schwer. Wer über sie am lautesten lästert, weiß sich als "wirtschaftskompetent". Man sollte sich diese Leute merken, um sie rechtzeitig auszulachen, wenn sie wieder einmal ein Genie verkannt haben.

Aufmerken sollten die Denker des Mainstreams, die Surfer auf dem Strom, aber spätestens, wenn sie feststellen, daß das Volk sich dauerhaft unzufrieden zeigt. Wenn "Brot und Spiele" nicht ausreichen, um es bei der Stange zu halten. Schon die Römer haben die Macht der Utopie verkannt. Während die griechischen Dramen noch integrative Kraft hatten und dem Volk in der Kunst die gemeinschaftliche Idee darboten, taugten die Sensationen der römischen Arenen nur zur Kurzweil. Das hatte nicht nur gewaltigen Einfluß auf das Überleben der Kultur und ihrer Ideen, sondern gern auch auf das der Herrscher und am Ende des ganzen Reiches.

Um wieviel mehr sind Demokratien auf Ideen angewiesen! Viele Europäische Demokratien zehren von Traditionen und auch der Freude an ihrer Existenz. Das neue Europa, dem zweifellos auch Deutschland angehört, läuft Gefahr, seine Kultur an ein Gewinnstreben zu heften, das zu nichts anderem führt als zur Isolation der Einzelnen und zum Zerfall des Gemeinsamen der Kultur. Merkwürdig ist, daß die erfolgreichen Einzelnen eine Art Common Sense zu bilden scheinen, der ihren Status an Gewinn bindet. Die Verwendung ihrer überschüssigen, zur Selbstsorge nicht notwendigen Mittel ist auf beschleunigten Zugewinn ausgerichtet. Was nicht kurzfristig vermehrt wird, ist morgen weniger vermehrungsfähige Masse. Den derart entstehenden Strömen folgt "das Kapital", als verfügten dessen Eigner über keinen Verstand, mit dem sie es auch investieren könnten. Sicherer Gewinn allein reicht dabei nicht aus, sondern es muß möglichst schnell möglichst viel sein, weil die virtuelle oder reale Konkurrenz höher Zuwachsraten bietet. Dieser bestenfalls einäugigen Sicht, die für die Profis des Kapitalmanagements schon nicht immer gesund ist, hat der politische Diskurs weitgehend übernommen. Mehr noch: Ein Versagen in der Konkurrenz um "wirtschaftliche Rahmenbedingungen", gebremstes Wachstum mithin, wird regelmäßig mit Elendsszenarien assoziiert. Als ob die Erzeugung von Angst als Mittel der öffentlichen Kommunikation der Wirtschaft förderlich wäre! Politik handelt mit starken Reizen und versucht derart, eine ökonomisierte Weltsicht zu kommunizieren. Was dabei herumkommt, taugt nicht zur Anbindung der Einzelnen an den Diskurs.

Dabei ist längst offensichtlich, daß der Einfluß der Politik auf das ökonomische Geschehen gering ist. Das einzige Detail, in dem sich alle einig sind, daß nämlich ein Übermaß an Bürokratie für jede Form des Wirtschaftens schädlich ist, führt dazu, daß in den Kompromißformeln zum Abbau von Bürokratie neue entsteht. Ob in Form von Änderung der Steuergesetze oder direkten Subventionen - ein Eingreifen des Staates in der Absicht, am Trend der wirtschaftlichen Entwicklung etwas zu ändern, hat magere Erfolgsaussichten. Würde Politik hingegen Politik machen, hätte sie alle Chancen, etwas zu bewegen. Der öffentliche Diskurs kann Ziele setzen, Ideen entfalten und integrativ wirken, indem er Zustimmung zu den entwickelten Ideen herstellt. Gelingt dies, entsteht ein Klima der Investition, das rein ökonomisch gar nicht herstellbar ist. Denn erst die regionalen Eigenheiten und eine stabile Atmosphäre der Zustimmung führen zu persönlichem Engagement der Einzelnen. Nur wer nicht bloß Dienst nach Vorschrift leistet und wer mehr als eine kurzfristige Beteiligung investiert, sorgt für die Bewegung, die das Florieren einer Region ausmacht. Und wer ein solches Risiko eingeht, wer sich identifiziert, bedarf eines starken Motivs. Darin besteht die leider weitgehend vernachlässigte Aufgabe einer fürsorglichen Politik, eine solche Atmosphäre zu schaffen. Im Gegenteil vergiften diejenigen, die solche Integrationsleistungen zu erbringen hätten, gern nachhaltig die Atmosphäre.

Damit soll überhaupt nicht die Form der verbalen Auseinandersetzung gemeint sein. Die Verwendung deutlicher Worte, auch im Sinne einer Abgrenzung vom Gegner, kann der Schaffung einer positiven Atmosphäre durchaus zuträglich sein. Kontraproduktiv aber sind solche Einlassungen, die etwa Katastrophen beschwören oder Gruppen Einzelner ausgrenzen. Permanenter Alarm, wo geduldiger Aufbau vonnöten ist oder die Beleidigung Benachteiligter etwa verschwenden genau die Ressourcen, derer es bedarf, um ein Klima gemeinschaftlicher Investition zu schaffen. Das Medium solcher destruktiver Kommunikation ist die Totalisierung. Der ganze

Standort sei marode, wie es Nichtregierende gern sehen, "die im Osten", wie es Transferzahler zu betrachten pflegen oder "die Sozialhilfeempfänger", von denen man weiß, daß sie nicht arbeiten, also auf der faulen Haut liegen, sind Bilder dieser Machart. Aber auch Mitleidsszenarien wie die "arme Krankenschwester", der keiner wirklich helfen will, haben derartige Wirkung. Das Ziel solcher politischer Rhetorik ist blanke Zerstörung, die Verleumdung eines oft nur imaginären Gegners ohne ein Angebot zur Mitarbeit. Zwar ist auch "destruktive" Kritik, also solche, die Ablehnung formuliert, ohne Patentrezepte zur Verbesserung der Lage aufzubieten, mitunter berechtigt. Aber wenn sie zum Dauerton wird, wird sie inakzeptabel. Dem wird die Krone aufgesetzt, wenn gegnerische Politikvereine dasselbe tun, während sie sich gegenseitig genau das als Verbrechen auslegen.

Es wird abstrakt an dieser Stelle. Aber die Versuche, sich an "Globalisierung", "Wirtschaftskrise", "Bildungsmisere", "Sozialen Sicherungssystemen" etc. abzuarbeiten, wie es politische Gruppierungen zu tun pflegen, ist nicht minder abstrakt. Was verwundert, ist die Fixierung auf große Lösungen, die mit allerlei Lobbyinteressen durchsetzt werden. Genau so entsteht wuchernde Bürokratie. Es soll alles möglichst im großen Stil geregelt werden, aber ohne daß irgendwer gegenüber seinem Klientel die daraus vordergründig entstehenden Nachteile verkaufen müßte. Umgekehrt würde ein Schuh daraus: Regionale Projekte zur Lösung regionaler Probleme bieten dann Aussicht auf Erfolg, wenn sie nicht durch übergestülpte Allheilmittel erstickt werden. Wenn möglichst viele Einzelne als Personen angesprochen werden können, entfaltet sich ein Potential, das von staatlicher Seite in Bezug auf einen abstrakten Bürger nie erreicht würde. Solche Personen sind bereit, ein Risiko für eine Sache einzugehen. Solches Engagement vermittelt ihnen eher ein Gefühl, umsortiert zu sein, als eine finanzielle Absicherung, zu der sie nichts beitragen. Darin liegt ein Grundirrtum Sozialer Politik: Fürsorge ist allein finanziell nicht zu haben, sie bedarf nämlich der Teilhabe. Wenn sich ein Proletariat also auf Dauer in Untätigkeit einigelt, ist das nicht primär parasitär, sondern depressiv. Die Energien, die sich unter den derzeitigen Bedingungen gegen das Engagement Einzelner wenden, können ins Positive gewendet werden. Wenn die Situation anders definiert würde, wäre schon einiges gewonnen. Dieselben Menschen, die jetzt von "schlechten Standorten" und "Faulheit" sprechen, sich nutzlos oder chancenlos fühlen und ihre Energie darauf verwenden, Schuldige zu suchen, könnten diejenigen sein, die für florierende Regionen sorgen. Würde man die Kräfte bündeln und orientiert an den Interessen der Menschen und den Möglichkeiten eines Standortes das Beste versuchen, hätte man schon gewonnen. Was an Zeit und Geld investiert wird, um Arbeitslosigkeit zu finanzieren, Schwarzarbeit zu fördern, Kontrollen gegen "Sozialmißbrauch" durchzuführen, Steuerausfälle hinzunehmen und schlechte Stimmung zu verbreiten, könnte man auch in Projekte investieren, die Aussichten haben, sich einmal selbst zu tragen. Fänden sich Wege, Private Investoren, die öffentliche Hand und karitative Träger zusammenzuführen, um etwas zu bewegen, daß sich nicht von der ersten Minute an vor dem Gericht der Gewinnmaximierung zu verantworten hätte, könnte Großes geleistet werden. Und wenn dabei nur Kleines herumkommt, ist das immer noch besser, als die blühenden Ruinenlandschaften, die als Kollateralschäden der "Globalisierung" hingegenommen werden.

Die Phantasielosigkeit der vorgeblich ökonomisch Denkenden ist vielsagend. Sie deutet darauf hin, daß die Sphären von Wirtschaft und Lebenswelt zwanghaft getrennt werden. Die Grenze ist nur einseitig durchlässig: Während die Lebenswelt von wirtschaftlichen Zwängen und gewinnorientiertem Denken durchtränkt ist, ist von Seiten der Ökonomie nicht das geringste Interesse am Alltag und den Bedürfnissen der Einzelnen erkennbar. Diese sind für die Wirtschaft nur insoweit interessant, als daß sie zu Ertrag und Gewinn beitragen können. Die Einzelnen insofern auszuschlachten, behält sich die Ökonomie vor. Dabei starrt sie wie hypnotisiert auf das, was sie als "ökonomisch" definiert. Wirtschaft als System wirkt, wie Luhmann es in seiner Theorie beschreibt. Vielleicht ist das der Grund für dessen Kurzsichtigkeit, und in der Theorie binär kodierender Systeme zeigt sich die Ökonomisierung der Wissenschaften. Wirtschaft konzentriert sich stur auf das, von dem sie sich Gewinne verspricht. Dabei kann sie sich nicht von der Gewinn/Verlust-Kodierung lösen. Jeder Einzelne, und das macht Soziale Systeme ebenso aus wie "psychische Systeme", kann die Perspektive beliebig wechseln und seinen Vorteil woanders suchen, als

ursprünglich angestrebt. Man nennt das auch "Sublimieren". Ökonomie kann das nicht. Wer auf erkennbares Gewinnstreben verzichtet, wird ausgeschlossen. Proklamierte jemand, es sei Ziel seines Wirtschaftens, Menschen zufrieden zu stellen, ohne Rücksicht auf Gewinne und Verluste, würde er belächelt und für inkompetent befunden. Jemandem einen Gefallen zu tun, ist kein Mittel des Wirtschaftens. Damit aber qualifiziert sich Wirtschaft in ihrer Organisationweise als die Art tumben Egoismus', die den dummen Parasiten auszeichnet, der seinen Wirtsorganismus auszehrt und somit seine eigene Existenz bedroht. Intelligenter Egoismus oder "soziales" Verhalten unterscheidet sich durch die Kunst der Investition. Wer begriffen hat, daß er Teil eines Systems ist, das nur florieren kann, indem genügend Einzelne mehr zu leisten bereit sind als sie selbst verlangen, fragt nicht nach garantierten Gewinnen. Im Gegenteil wissen die Klügeren, daß sie gerade durch die Gabe, die kein Gegengeschenk erwartet, das System erhalten. Der Witz ist, daß solches Verhalten auch denjenigen, die vordergründig selbstlos handeln, Gewinn ermöglicht. Und zwar nicht nur den Gewinn in Form des Gefühls, etwas Gutes getan zu haben, sondern durchaus auch ökonomischen Gewinn. Die Stabilität des Systems ermöglicht erst Gewinn jedweder Art, sei es Gewinn an Zufriedenheit, sei es ökonomischer. Der Unterschied zur Erbsenzählerei der Ökonomen liegt darin, daß der Gewinn der Einzelnen aus der Stabilität des Systems nicht auf Einzelhandlungen rückverfolgbar ist. Das heißt: Die Einzelnen können nicht erkennen, welcher ihrer sozialen Akte zu welchem Gewinn führt, während der Ökonom berechnen kann, aus welchem Einsatz er welchen Gewinn schöpft. Daß nun in Sozialen Systemen auch die Parasiten vom Einsatz der Investierenden profitieren, ändert nichts daran, daß sie das System gefährden. So betrachtet, ist ökonomisches Denken und Handeln nicht nur asozial, sondern selbst in wirtschaftlich erfolgreichen Zeiten systemgefährdend.

Gewinnstreben ohne Blick auf die Gemeinschaft ist ursprünglich Akkumulation zur Selbstsorge. Die Einzelnen, die für sich arbeiten und sich selbst materiell absichern, handeln so, wie Ökonomie denkt. Der Unterschied liegt nun darin, daß die Einzelnen ihr Streben nach persönlicher Bereicherung nicht als Wissenschaft verkaufen müssen und daß sie immerhin die Möglichkeit haben, nach vollbrachter Akkumulation die angehäuften Reichtümern in sozialer oder mildtätiger Weise zu teilen. Sie müssen sich dann nicht dafür rechtfertigen, wenn sie mehr spenden, als sich abschreiben läßt. Das Phantastische an der Ökonomie ist ihr Aufstieg zur Ideologie. Die Gesetze des erfolgversprechenden Gewinnstrebens wurden zu heiligen Geboten. Der Ökonom muß sich heute "verantworten" vor denjenigen, die schnellen und hohen Gewinn erwarten! Was solches Wirtschaftens für die Gemeinschaft bedeutet, spielt keine Rolle, und die Essenz aller "Verantwortung", nämlich der Bezug aufs Gemeinwohl, wird vom Begriff abgekoppelt. Haarsträubend wird es mit dieser "Verantwortung", wenn die sogenannte "Globalisierung" erhalten muß für Unternehmensstrategien, die auf regionale Nöte keine Rücksicht nehmen können. Der "Global Player" muß sich gegenüber seinen Teilhabern "verantworten", die weltweit Spitzengewinne erwarten. So ist das, wenn man weltweit agiert. Daß in derselben globalen Welt Hunger und Elend herrschen, hat den weltweit Wirtschaftenden nicht zu interessieren. Dieser Teil von Welt fällt nicht in seinen "Verantwortungsbereich".

Solche ethischen Betrachtungen lassen den Ökonomen berechtigterweise kalt. Es ist sein Beruf, Gewinne zu erzielen. Allerdings ist es der Beruf des Philosophen, sich nicht Begriffe wie den der "Verantwortung" von solchen Hanswurstern vergewaltigen zu lassen. Sie tun, was sie für ihre Pflicht halten, aber ihre Rechtfertigungen sind erbärmlich.

Was nun die Pflicht von Politikern ist, die sich für demokratisch gewählt halten, ist die nächste Frage. Sind sie Ökonomen? Gern treten sie wie solche auf, und es ist in weiten Bereichen der öffentlichen Kommunikation zum Selbstläufer geworden, daß der Schein ökonomischer Kompetenz gewahrt sein muß. Weil aber das Publikum kaum weiß, worum es geht, haben sich Rituale an die Stelle des Diskurses gesetzt. Man darf den vorletzten Unsinn verkaufen, solange man die festgelegten Weisheiten nicht in Frage stellt. Wachstum muß sein. Kosten müssen niedrig sein. Die Globalisierung zwingt. Lohnnebenkosten müssen sinken. Je nach Lobby, die man vertritt, muß man "Keynes" oder "Smith" sagen, "Kaufkraft" oder "Aufschwung", man flucht auf die "Bürokratisierung" oder fordert "Gerechtigkeit". Wo bliebe ein Gewerkschafter, der zugäbe, daß man Gerechtigkeit nicht mit Gesetzen in der Wirtschaft verankern kann? Was würde aus einem

Arbeitgebervertreter, der Wachstum durch höhere Löhne zu schaffen versuchte? Investition aber lebt vom Geist der Gestaltung. Wer investiert, will sich begeistern für eine Idee, will etwas aufbauen, das Bestand hat, egal, ob er Geld, Arbeitskraft oder sonstige Ressourcen anbietet. Investition trägt somit Züge sowohl des Konservativen als auch der Erneuerung. Dementsprechend kreativ muß eine Atmosphäre sein, in der Investitionen gedeihen können. Der lustvolle Wettbewerb der Ideen ist die Basis für echte Investition. Nichts ist ihr abträglicher als ideologische Grabenkämpfe von Schwarzmalern.

Ziele

Auf die Zielsetzung kommt es offenbar an. Während es Einzelnen leicht zu fallen scheint, sich solche zu setzen, sind gemeinschaftliche Ziele komplexer. Einigkeit auf niedrigstem Niveau droht durch das schiere Gewinnstreben. Für Einzelne wie Körperschaften ein starkes Motiv, läßt es sich gar als "Religion" verbrämen in der "Church of Scientology" unter dem Motto "Make money, make more money". Die geistige Tristesse solcher "Religion" spricht dabei für sich. Die Zielsetzungen folgen dem bekannt idiotischen Muster "größer ist besser". Dabei ist der Mensch als sich selbst entwerfendes Wesen zu wahrlich höherem fähig. Allerdings erreicht er diese Höhen erst durch Korrespondenz mit Kollektiven und deren Zielsetzungen. Die unterste Schicht der Zielsetzungen, des Selbstentwurfs, ist das schlichte Überleben. Dazu bedurfte es für den als Tier nicht eben mit üppigen körperlichen Mitteln ausgestatteten Menschen der Phantasie. Aus dieser heraus entstanden Strategien, die ihn erst überlebensfähig und schließlich überlegen machte. Die Vorstellung, selbst die Natur zu beherrschen, anstatt sich von ihr beherrschen zu lassen, war nicht nur ein Akt der Unterwerfung. Es war durchaus auch ein Sieg der Imagination über das bloße Funktionieren. Zuerst verbunden aber ist solche Imagination mit dem Kollektiv, das erst das Überleben ermöglichte. Auch der bewaffnete Mensch als Herrscher über die Erde ist zunächst Kollektivwesen. Die Einzelnen haben nicht die Freiheit, selbständig zu sein. Demgemäß sind die Ziele und Selbstentwürfe immer aufs Kollektiv bezogen. Bis heute hat sich das ja in Form des "Status" erhalten. Allerdings wird in der Selbstsorge die zunehmende Ablösung der Selbstentwürfe von Zielen und Vorgaben des Kollektivs vollzogen. In der Rückkopplung bedeutet dies für die Kollektive den Verlust der Möglichkeit von Zielsetzungen. Je unabhängiger sich die Einzelnen von dem Kollektiven wähnen, desto stärker drängen sie auf ihre vermeintlich eigenen Interessen. Daß im Endeffekt ein quasi religiöser Kapitalismus dabei entsteht, liegt eben am Mangel hinsichtlich der Zielsetzungen. Es ist nicht viel, worauf man sich einigen kann. In der Befürwortung des Zugewinns besteht offenbar der zeitgemäße Minimalkonsens. Diesem Ziel kommt zugute, daß es mit dem Auseinanderfallen der Kollektive und der Einzelnen eine besondere Dynamik erhält. Vermittelt durchs Kollektiv würde die Grundannahme, alle Einzelnen könnten in Konkurrenz für sich gewinnen, ihrer Absurdität schnell überführt. So aber kann sich jeder Einzelne in die Rolle des Gewinners imaginieren, obwohl klar sein dürfte, daß es unter solchen Bedingungen auch viele Verlierer gibt. Auch daher rührt der Zwang zum Wachstum. Zu viele Verlierer trägt diese Konstruktion nicht, und eine Depression stellt eine immense Gefährdung des Systems dar. In Zeiten "gebremsten Wachstums" werden diese Zusammenhänge gelegentlich deutlich, und selbst die Weisheit, daß Wachstum nur in Grenzen möglich ist, dringt an die Oberfläche. Allerdings darf nur eine Minderheit glauben, daß die Grenzen des Wachstums bereits überschritten seien. Sogar die Grünen als politische Organisation der Nachhaltigkeit mußten ihre Konzepte in eine Form bringen, die Wachstum nicht länger ablehnt. Nachhaltigkeit soll, folgt man der wirtschaftspolitischen öffentlichen Kommunikation, gar dem Wachstum dienen. Dies ist ein großer Sieg der Ideologie über die Vernunft. Aber diesen Preis muß man zahlen für die Teilnahme am "Diskurs". Es ist nicht den Einzelnen und auch nicht den Organisationen anzukreiden, wenn sie sich abschleifen und anpassen. Im Gegenteil: Wer polternd die Regeln des Diskurses ablehnt und das System zu überwinden verspricht, wird scheitern. Hoffnung verspricht allein positive Subversion. Das haben nicht zuletzt die Grünen unter Beweis gestellt, die sich aus einer fundamentaloppositionellen Bewegung heraus zu einer Variante im Diskurs entwickelten.

Betrachtet man das Ausmaß originär grüner Themen im politischen Diskurs, erkennt man den Erfolg dieses Prozesses. Betrachtet man die Kommunikationsweisen und die Zielsetzungen, die mit diesen Themen verbunden sind, erkennt man das Scheitern der Grünen als Bewegung.

"Transformation" heißt das Phänomen, und es ist wohl nicht zu vermeiden. Aber es zeigt, daß es sehr wohl Sinn macht, Energie in Projekte zu investieren. Dabei sind dann auch endlich wieder die Tugenden und Ideale nützlich, die in den etabliert-ideologischen Auseinandersetzungen immer zu kurz kommen. Eine Wahrheit zu erkennen, sie zu transportieren und aus ihr Ziele zu formulieren, um diese geduldig zu verfolgen, ist nach wie vor ein lohnenswerter Ansatz. Dort, wo der "Idealist" zum Gegenspieler der "Ideologie" wird, findet noch der Konflikt statt zwischen den Einzelnen und dem Kollektiv. Erstaunlich ist, daß es Einzelne sind, die dabei das Banner der Fürsorge tragen, während das große Kollektiv die alten Konzepte der Selbstsorger verteidigt. Um in diesem Kampf zu bestehen, bedarf es genau der Form kluger Investition, die für Ökonomen keine Rolle mehr zu spielen scheint. Aus besserem Wissen Ziele zu erkennen und sie gegen den Trend zu verfolgen, sie so anzulegen, daß sie erreichbar sind und sie anderen Einzelnen als erstrebenswert zu vermitteln, darin bestehen die notwendigen Bedingungen für fortschrittliche Projekte. Je stärker sich solche Ideen negativ auf den Zugewinn der Einzelnen auswirken, desto schwieriger wird es, ihnen die Ziele als erstrebenswert zu vermitteln. Deshalb ist es ungemein schwierig, 'antikapitalistische' Projekte durchzusetzen und nahezu unmöglich zu verhindern, daß sich die Ziele doch wieder mit Gewinnstreben vermengen. Das kann allerdings kein Grund sein, eine gute Idee zu verwerfen. Die Anti-Ideologie ist genau so dumm wie die herrschende. Was hingegen die Wirklichkeit als eine durch Gewinnstreben bestimmte zur Absurdität werden läßt, ist, daß alle Ideen, die keinen Zugewinn versprechen, verworfen werden. An den Vorschwätzern der Wachstumsideologie muß man wohl vorbei. Sie stehen an den Pforten zur öffentlichen Kommunikation und palavern schnell "Du kommst hier nicht rein". Die dazu in Anwendung gebrachten Mechanismen funktionieren besser als jede Zensur. Es wird durchaus nicht verhindert, konkurrierende Ideen zu äußern. Um sich aber wirklich Gehör zu verschaffen und den Ideen zum Durchbruch zu verhelfen, kämpft man gegen ein Heer von "Experten", Kommunikationsprofis und die träge Gemütlichkeit der öffentlichen "Meinung", die weiß, daß, was gestern richtig war, heute nicht so falsch sein kann. Dagegen hilft kein Zetern, sondern man muß sich etwas einfallen lassen.

Projekte - Theorie und Praxis

Wie gesagt, macht es sich nicht gut, das ganze System in Frage zu stellen. Dies wäre schon aus strategischen Gründen unklug, denn man geriete sofort in den Ruf eines radikalen Weltverbessers, und schließlich soll die Welt nicht radikal verbessert werden. Im Ernst ist aber jeder Ansatz, der versucht, etablierte Strukturen vollständig zu ersetzen, zum Scheitern verurteilt. Wenn man beobachtet, wie viele Lobbygruppen, Parteien, Verbände, Interessenvertreter und Mäzene auf die Bremse treten, wenn eine Regierung versucht, ein Gesetz zu ändern, verwirft man schnell allzu hochtrabende Pläne. Was sich durchsetzen soll, muß sich dem evolutionären Kampf ums Überleben stellen, und vernünftige Ideen müssen zuerst den Beweis antreten, daß sie stärker sind als der Irrsinn. Das allein legitimiert eine Vernunft. Man mag diese Ansicht "lebensphilosophisch" nennen und gern sich an Nietzsche erinnert fühlen.

Um nun den Kampf aufzunehmen, macht es Sinn, die vernünftige Idee in eine überlebensfähige Praxis zu überführen. Das Wissen, daß die Erde rund ist, mag bereits in der Antike vorhanden gewesen sein, aber erst, als das Wissen sich im Experiment mit der Praxis verbündete, wurde die Terrorherrschaft klerikaler Dummheit beendet. Heute ist die Problemlage anders. Es steht so viel Wissen zur Verfügung, daß die Einzelnen es nicht mehr verwalten können. Dadurch haben sich quer zu allen Paradigmen oder Epistemen Vermittlungsrituale etabliert, die das Wissen vorgekaut zu den Einzelnen bringt. Theorie läßt sich in dieser Atmosphäre nicht öffentlich transportieren. Es ist ein Wettstreit von Überzeugungen, in denen Theorie nur am Rande eine Rolle spielt. Gute Theorie aber zeichnete sich schon immer auch dadurch aus, daß sie in der Praxis bestehen konnte, darin liegt schließlich der Geist des Experiments. Etwas, das gelingt, überzeugt mehr, als alle klugen

Wortgebilde. Die Bindung von Wissen und Überzeugung an eine kontextuelle, womöglich sichtbare Begebenheit, macht es erst durchsetzungsfähig. Im Wissen und seiner Vermittlung erhält und reproduziert sich somit ein Gemeinschaftliches. Wissen ist nicht frei wie die Einzelnen, sondern ans Kollektive gebunden. Wie die Erfahrung, die der Einzelne als Abenteurer macht, ist Wissen darauf angewiesen, erzählt, gehört und ans Vorwissen des Kollektivs angepaßt zu werden, um zu überleben. Für Wissen, das gegen den Mainstream behauptet wird, bedeutet dies, daß es im Experiment oder Projekt belegt werden muß. Was Wissenschaftstheorie dabei gern außer Acht läßt, ist eine Funktion des Experiments, die womöglich seine wichtigste ist: Das Vorzeigen. Daß im Experiment logische Vorgehensweisen (Induktion/Deduktion) und Kriterien wie Wiederholbarkeit und Übertragbarkeit zur Anwendung kommen, ist für die Wissensproduktion essentiell. Aber die Präsentation des Experiments, das "Sieh her, es geht!" ist entscheidend für die Produktion von Überzeugung. Erst im Verband von Wissen und Überzeugung wird Erkenntnis stabil. Die Rolle des Wissens wird dabei gern überschätzt. Mangelndes oder manipuliertes "Wissen" ist nicht deshalb schlecht, weil es falsch ist, sondern, weil fortgesetztes Handeln wider besseres Wissen die Möglichkeiten erfolgreicher Präsentation einschränkt. Zu groß ist die Gefahr, daß es eben "nicht geht".

Was aber "geht"? Wo sind die Visionen neuer Projekte, in die Fleiß, Verstand und Phantasie investiert werden können? Wo sind die "Unternehmer", die ein "Risiko" eingehen und in neue Gefilde des Aufbaus vordringen? Ein Risiko in diesem Sinne ist ein echtes Wagnis, keine Kalkulation über Gewinn oder Mehrgewinn. Es braucht den Mut zum Verlust, die Hingabe für Ideen, die scheitern können, die aber auch solches Scheitern rechtfertigen. Innovation und Investition werden in Zeiten der Logik reiner Kapitalökonomie gleichgesetzt mit Reinvestition und Weiterentwicklung des Bestehenden. Wer aber echt investiert, sucht das Neue.

Das Risiko neuer Versuche wird dabei um so geringer, je mehr man den echten Bedürfnissen von Einzelnen und Kollektiven entgegenkommt. Gelingt es, die Begeisterung von Menschen zu entfachen, so daß sie sich nachhaltig für Projekte engagieren, hat man eine Basis geschaffen, auf der sich Projekte realisieren lassen, die in der Perspektive sturer Kapitalökonomie nicht gelingen können, weil sie immer zu teuer sind.. Wer Aufwand in Arbeitsstunden umrechnet und darauf Kalkulationen aufbaut, um sie als "zu teuer" abzulehnen, handelt nach zeitgemäßer ökonomischer Vernunft. Daß Menschen etwas freiwillig tun könnten, ohne einen unmittelbaren Eigengewinn zu erzielen, kommt in solcher Kalkulation nicht vor. Das Soziale selbst ist in diesem Sinne anti-ökonomisch. Daß es aber sehr wohl produktiv ist, ist der Widerspruch, der der gängigen Ideologie innewohnt. Insofern trifft die Bezeichnung "Kapitalismus" hier sehr zu. Der "Rheinische Kapitalismus" war da schon intelligenter, und es darf getrost eher noch etwas sozialer zugehen, will man tragfähige Konzepte zur Entwicklung einer Gesellschaft voranbringen. Man kann selbst aus Sicht einer kalkulierenden Ökonomie das Soziale positivieren, indem man versucht, Stabilitätsaspekte in die Kalkulation zu nehmen. Aber damit wäre nur ein kleiner Ausschnitt der Leistung berücksichtigt, die Menschen erbringen, die nicht aus nur pekuniären Gründen einer Beschäftigung nachgehen. Für Geld mag man vieles tun, aber Engagement kann man nicht kaufen, ebensowenig Treue. Wer seine Angestellten zu maximaler Leistung bewegen will, muß sie begeistern. Ein Moment der Identifikation gehört dazu, die Ziele des Unternehmens müssen für die Angestellten erkennbar und attraktiv sein. Der Shareholder Value kommt dafür nicht in Frage. Die einfachste Art solcher Identifikation ist die Zugehörigkeit zu einem Unternehmen, die als solche bejaht wird. Dies fand sich vor allem bei regional bedeutenden Unternehmen, denen ganze Stadtteile oder Städte und mehrere Generationen von Familien angehörten. Dem allgemein empfundenen Zwang zur Mobilität sowie dem Zerfall der Familien folgt der Rückgang dieses Phänomens. Als wirtschaftsfördernd betrachten Ökonomen gern Angestellte und Arbeitsuchende als Manövriermasse, der man jederzeit den Wechsel den Standorts zumuten darf, als ob es sich um Produktionsfaktoren handelte, die ortsunabhängig einsetzbar wären. Daß man große Frachtmengen etwa in Hafennähe umschlägt, ist Ökonomen präsent. Daß aber motivierte Arbeitskräfte ein vertrautes Umfeld benötigen, gerät allzugern ins Vergessen. Man kann diese Perspektive verlassen, ohne etwas zu verlieren. Im Gegenteil: Die eindimensionale Sicht einer gestutzten Ökonomie aufs

Arbeitsleben hat sich längst überlebt. Bezogen auf die Möglichkeit, die produzierenden Menschen in den Produktionsprozeß nachhaltig positiv einzubinden, heißt das, die Perspektive nachgerade umzukehren. Was dem Wohlbefinden der Produzierenden dient, dient tendenziell dem Produkt. Traurig nur, daß keine der Tarifparteien, politischen Bewegungen, Lobbygruppen und Marktschreier für diese Sichtweise auch nur ein Auge offen haben.

Man stelle sich vor, es gründete sich ein Betrieb, der ein Produkt herstellt, das alle Beteiligten für wichtig halten, für das es sich zu arbeiten lohnt und das stetig zu verbessern ein freiwilliges Ansinnen aller wäre. Schon auf der Unternehmerseite dürfte das solche Komplikationen mit sich bringen, daß eine finanzielle Ausstattung eines solchen Unternehmens sich quasi verböte. Wie soll man unter solchen Umständen die Gewinne verteilen? Was zahlt man Angestellten, die mit Geld nicht zu motivieren sind und wie kontrolliert man sie? Wie sollen in einem solchen Unternehmen Entscheidungen getroffen werden? Aber nehmen wir an, diese Schwierigkeiten würden gelöst. Spätestens die Gewerkschaften würden es nicht zulassen, daß ohne ihr Zutun womöglich jemand freiwillig länger arbeitet, ohne daß ihm die Überstunden vergütet würden. Spaß an der Arbeit und Ausbeutung können Gewerkschaften betriebsbedingt nicht voneinander unterscheiden.

Behörden und Konkurrenzunternehmen schließlich wären noch humorloser und würden schnell "unlauteren Wettbewerb" diagnostizieren. Denn alles, das zu einem Produkt führt, gilt als im ökonomischen Wettbewerb stehend. Daß es sich um eine Soziale Beschäftigung handeln kann, die gar keinen Gewinn erwirtschaften will, spielt keine Rolle, sobald sie einen erwirtschaften könnte und sich organisiert.

Das alles ermutigt nicht gerade zu einem alternativen Weg des Wirtschaftens. Und wenn man es als Ziel betrachtet, daß gemeinschaftliches Arbeiten als Voranbringen einer Sache aus eigenem Interesse möglich wird, muß man nicht an Umsturz oder Ausstieg denken. Man darf nicht vergessen: Die gängige Form des Wirtschaftens hat sich durchgesetzt, das heißt: In der Objektivität der Evolution ist sie besser.

Man kommt nicht ohne sie aus, und gegen sie ist jedes Projekt zum Scheitern verurteilt. Was bleibt? Wenn es eine Macht der Fürsorge gibt, das Bedürfnis nach dem Sozialen und Gemeinschaftlichen inmitten der Selbstsorge als Organisationsform der Gesellschaften, dann muß man sie eben einweben in Konzepte, die wirtschaftlich unter den gegebenen Bedingungen überlebensfähig sind. Besser noch: Man sollte Konzepte finden, die qualitativ besser und nachhaltiger sind als solche, die nur auf Gewinnbeschleunigung bauen. Dabei sind die Bedingungen heute gar nicht schlecht.

Geiz ist geil?

Allerdings bedarf es einer starken bewußtseinsbildenden Anstrengung gegen den Zeitgeist. Auch hierbei gilt: Es geht nicht (nur) um Bildung, sondern vorrangig um Überzeugung. Man muß nicht nur das richtige Erkennen und aufschreiben, sondern, es muß unters Volk gebracht werden. Mit dem Falschen funktioniert das ja auch. Das Motto "Geiz ist geil" ist ein formidables Beispiel dafür. Liest man es zunächst wörtlich, möchte man sich verstecken vor derart hirnlosem Gebrabbel. Läßt man es sich aber inmitten einer lärmenden Produktpräsentationsorgie ins Gesicht brüllen, versteht man sofort: Es ist schön, wenig Geld auszugeben und dafür Produkte zu erwerben, die Vergnügen bereiten. Das ist bemerkenswert. Ebenso bemerkenswert ist, das sich hinter diesem medialen Frontalangriff mühelos eine ganze Reihe von Lügen verstecken läßt, die derart erfolgreich transportiert werden. Die Mittel dazu sind begrenzt und werden von der Werbeindustrie ausgeschöpft. Es erinnert schon an einen Krieg, wenn ein Heer von Waren donnernd auf den Zuschauer zugerollt kommt. Wer wagt dem zu widersprechen, das von der Heeresleitung brüllend verkündet wird?

Es ist so einfach: Wenn ein solches Motto derart massiv kommuniziert wird, zerfällt der Zweifel daran, daß es vollkommen falsch sein könnte. Die Furcht zu widersprechen, das angewiderte Schweigen oder die Ignoranz gegen solche Blödheit wird verwechselt mit einem stillen Einvernehmen.

Was als unsozial gilt, kann nur identifiziert werden, wenn es benannt und sanktioniert wird. Geiz ist asozial. Das ist die Wahrheit. Aber unter der Gewalt eines Werbespots zerbricht die soziale Kontrolle, die diese Wahrheit durchsetzt. Das Phänomen ist eingebettet in den Trugschluß, Konsumverhalten, die "Kaufentscheidung" sei der Sphäre des Sozialen enthoben. Einkauf ist der Kern der Selbstsorge. Daß die Zusammenhänge, die beim Erwerb der Ware zu ihrem Ende kommen, aber eng verbunden sind mit sozialen Verhältnissen, wird nicht beachtet.

Auch dieses Problem wurde durch radikale Versuche, "Bewußtsein" zu schaffen, vergrößert. In den 80er Jahren wurde von der alternativen Szene der Verbraucherboykott als vermeintliche wirksame Waffe im Kampf gegen die Ungerechtigkeit in der Welt entdeckt und völlig überstrapaziert. Will man nur Produkte erwerben, die unter gerechten Bedingungen hergestellt wurden, muß man leider auf Produkte verzichten, denn Produktion ist nicht gerecht. Der radikale Umgang mit der Gerechtigkeitsproduktion hat nur dazu geführt, daß die Erkenntnis der Unvermeidlichkeit ungerechter Bedingungen die Gewissen sediert hat. Man kann ja doch nichts tun. Beide Vorgehensweisen sind einfach, dumm und falsch. Überhaupt ist die Selbstsicherheit des Selbstsorgers dem Umstand zu verdanken, daß er sich wenig Gedanken um seinen Einfluß auf die Systeme macht, in die er eingebunden ist. Das ist verständlich, denn er sieht zu wenig von dem, was er anrichtet. Die Wege von Produktion und Konsum sind so komplex, daß die Verwechslung verzeihlich ist: Man hat sehr geringen Einfluß und hält das für gleichbedeutend mit gar keinen Einfluß.

Daher muß man sich schon einiges einfallen lassen, um sich als Teil des ganzen zu fühlen. Am ehesten gelingt das, wenn man sich auf einige Bereiche konzentriert, in denen Wissen, Handeln und Erkennen noch nachvollziehbar sind. Bei aller "Globalisierung" liegt es etwa nahe, sich auf regionalen Einfluß zu besinnen. Es macht Sinn, lange Transportwege zu vermeiden und womöglich den Produzenten der Waren zu kennen, die man erwirbt. In einigen Bereichen ist das leicht möglich. Es macht Sinn, unter Bedingungen einzukaufen, von denen man weiß, daß die Dienstleister, denen man begegnet, von ihren Arbeitgebern fair behandelt werden. Man sollte guten Service fordern. Allerdings kostet guter Service Geld, und es ist klar, daß hinter den allerbilligsten Waren keine Liebesmühe steckt. Das soll nun eben nicht heißen, man dürfe nur teuer einkaufen. Aber es ist sozial verantwortungsvoll, darauf zu achten, daß die Dienstleister und Produzierenden unter ihren Arbeitsbedingungen nicht leiden. Ist es gar möglich, guten Service angemessen zu entlohnen, nähert man sich der Form der Arbeitswelt, die fürsorgliche Strukturen ermöglicht. Das wird aber teuer bzw. es schmälert die Gewinne ganz erheblich. Massenhaft verramschter Schrott, der von überlasteten und oft ahnungslosen Hilfsangestellten an den Kunden gebracht wird, wirft wesentlich mehr Gewinn ab. Das finden die Teilhaber dann "geil". Die Konkurrenz scheint derweil zu schlafen. Oder sie bleibt unsichtbar. Wer bessere Produkte bietet, besseren Service und nicht bloß auf den Umsatz schießt, weiß sich offenbar nicht entsprechend zu präsentieren. Dabei liegen alle faktischen Vorteile in der Hand derer, die es besser können. Es beginnt damit, daß die großen Marktschreier mit ihren angeblich preiswerten Produkten zum Teil völlig überteuert sind. Die Beratung in solchen Massenverkaufshallen ist schlecht, wenn man überhaupt jemanden findet, der sich die Zeit nimmt. Die Produkte sind häufig mit Mängeln behaftet, deren Behebung ob schlechten Services extrem lange dauert. Trotzdem gehen die Menschen dort einkaufen, weil sie glauben, dort "Schnäppchen" machen zu können. Wer woanders einkauft, so weit die Suggestion, ist "blöd". Keine soziale Kontrolle hält einen Anbieter von überteuertem Elektronikschrott davon ab, die große Mehrheit der Verbraucher als Deppen zu beleidigen. Und das Großartige daran ist, daß genau das so unglaublich ist, daß die Menschen es eben darum für wahr halten. Dürfen die das denn sagen, wenn es nicht stimmt? Sie dürfen, denn die Kommunikation der Selbstversorgungskonzerne mit den Selbstsorgern ist rücksichtslos, verlogen und asozial. Der gute Ton dort ist der, der zum Erfolg führt. Alles andere zählt nicht. Und wieder findet sich eine Schnittstelle, an der man ansetzen kann: Was auch immer diesen lärmenden Proletenton heraufbeschworen hat, man muß sich ihm nicht anschließen. Über den Irrglauben, daß die Macht des Faktischen zwangsläufig in den Sog solchen Erfolgs zieht und die Regeln der Kommunikation neu geschrieben seien, kann aufgeklärt werden. Man muß dagegenhalten! Das bedeutet zunächst, sich nicht auf dieses Niveau herabzulassen. Dann allerdings

muß man von dem Guten, das man tut, sprechen. Hier haben konservative Anbieter große Probleme. Ihre Kommunikation wird mit Erfolg als dröge und spießig abgetan. Es kann aber durchaus gelingen, den gepflegten Umgang als Vorteilhaft zu präsentieren. Die angeblich so lockeren und lebenslustigen Regelverletzer kann man als das entlarven, was sie sind: Egoistische Gewinnstreber, die so verkrampft sind wie ein Einkaufsbummel durch ihre Läden am Samstagmittag. In der Tat ist es da attraktiver, ein Spießer zu sein. Das darf man dann sogar freundlich, aber bestimmt kommunizieren. Und wie schön könnte es sein, wenn Kommunikation über Waren sich der Wahrheit verpflichtete? Es schadet nicht, es einfach zu tun, wenn man nicht der Überzeugung anheimfällt, mit Lügen ließen sich die Umsätze besser steigern.

Diese Anschauung mag naiv sein. Aber ein Realismus, der sich den Gegebenheiten immer nur anpaßt, läßt sich in den Strudel der Verrohung reißen, an deren Ende alle als Verlierer dastehen. Es läßt sich längst feststellen, daß Konsumenten zwar noch funktionieren, indem sie zuerst dort für gute Umsätze sorgen, wohin sie von den professionellen Managern der mit Reizen überfrachteten Kommunikation gelenkt werden, aber daß sie immer unzufriedener werden. Und es ist erst recht erstaunlich, daß sogenannte "Kaufzurückhaltung", die für ein ganzes Wirtschaftssystem problematisch ist, nie mit dieser Kommunikation in Verbindung gebracht wird. Vielleicht haben die Menschen nicht nur Angst, ihr Geld auszugeben, weil sie es für schwere Zeiten sparen wollen. Vielleicht haben sie einfach keine Lust, es jemandem zu geben, der sie anschreit und beleidigt. Es mag sein, daß eine ganze Branche sich unwidersprochen von einigen Kollegen in Mißkredit bringen läßt, mit fatalen Folgen.

Die Mentalität, die dahintersteht, ist simpel und scheitert in jeder Gemeinschaft von Menschen, in der man noch etwas voneinander erwartet. Über Jahrtausende haben sich Regelsysteme entwickelt, die eben verhindern, daß die größten Egoisten auf Kosten aller leben. Diese Regelsysteme waren und sind sehr unterschiedlich, und sie waren in jedem Sinne mehr oder weniger erfolgreich. Immerhin hat die Evolution in Form von Normen und Tugenden einige feste Größen in den Regeln von Gemeinschaften etablieren können. Wie weit deren Einhaltung und Zustandekommen aus den Kontrollmechanismen der Gemeinschaften heraus gesichert werden konnten, war immer eine Frage des Gesellschaftssystems und, in offenen Systemen, der Akzeptanz seiner Mitglieder. Nun fragt sich unter diesen Voraussetzungen, ob die Konsumenten den zeitgenössischen Umgang, den die Anbieter mit ihnen treiben, so akzeptieren. Die Frage ist nicht leicht zu beantworten, da die Kommunikation zwischen Anbietern und Konsumenten indirekt abläuft. Ebenso problematisch ist, daß die Marktführer keinen Grund haben, an ihrer Kommunikation zu zweifeln, weil sie eben erfolgreich sind. Daraus mag der Trugschluß gezogen werden, daß die Kommunikation der Marktführer akzeptabel ist, und die Kunden so angesprochen werden wollen. "Die Kunden" haben aber äußerst unterschiedliche Vorstellungen von Kommunikation, die sie nur nicht direkt äußern können. Zudem wird natürlich auch aus diesen Bedürfnissen von vornherein gern gefiltert, was die Anbieter nicht zu viel kostet. Guter Service ist teuer, und es bietet sich offenbar an, zu unterstellen, die Konsumenten hätten sich daran gewöhnt, daß sie eben nicht gut bedient werden. Und ist der Ruf erst ruiniert, kann man mit ihnen umspringen, wie es beliebt. Es könnte sich gar erweisen, daß diejenigen, die das mit sich machen lassen, gezielt nach schlechtem Service Ausschau halten, in der bauernschlaun Vermutung, daß damit niedrigste Preise zu erzielen sind. Damit schließt sich der Kreis der "Geiz ist geil"-Mentalität. Es ist der kleinste gemeinsame Nenner, der Ort untersten Niveaus, auf dem man sich trifft. Die große Zahl derer, die sich dort wiederfinden, suggeriert Zugeständnis. Tatsächlich darf man vermuten, daß es nur keine erkennbaren und deutlich kommunizierten Alternativen gibt. Das Hineintragen des Wirtschaftlichen in die Lebensbereiche führt zu einem Rückgang echter Kommunikation. Es findet kein Austausch von Informationen statt, sondern die eine Seite sendet, und die andere Seite nörgelt. Verstärkt wird dieser Trend von Berufspolitikern, die glauben, es sei ihre Aufgabe, sich als Wirtschaftsweise zu präsentieren und die keine Angebote mehr zur Gestaltung des öffentlichen und privaten Lebens machen. Dabei steht im Kern der Ideologie, die solche Ideenlosigkeit erzeugt, die Behauptung, der Markt regele sich durch Angebot und Nachfrage. Wenn nun diese Kommunikation nicht mehr stattfindet, weil die Angebote unabhängig von einer Nachfrage, die nämlich faktisch verschwindet, gemacht werden, wer reagiert dann darauf? Wenn

die Bedürfnisse der Konsumenten sich entweder nach dem bescheidenen Angebot richten oder eben unbefriedigt bleiben? Der Konsument ist in der Rolle desjenigen, der es sich schnell besorgt, weil es ihm ohnehin niemand gut macht. Um Selbstsorger muß man sich nicht kümmern.

Wirklich erstaunlich ist die Blindheit der Anbieter gegen die wahren Bedürfnisse. Es könnte sich inzwischen sogar so verhalten, daß vielen Kunden egal wäre, was sie kaufen, wenn sie dabei nur gut bedient würden. Und es könnte sich so verhalten, daß in der vermarkteten Gesellschaft nur der Markt selbst dazu in der Lage wäre, wieder für mehr Kommunikation zu sorgen, in dem die Anbieter den Bedürfnissen der Kunden entgegenkommen. Die Kunden ihrerseits müßten in der Lage sein, sich über ihre Bedürfnisse zu orientieren und sie zu äußern.

Selbständige Organisation von Fürsorge

Die effektivste Möglichkeit, seine Interessen im Markt zu vertreten und seine Bedürfnisse als Konsument zu äußern, ist unter den gegebenen Bedingungen der Sprung auf die Anbieterseite. Wer weiß, was er will, sollte es nicht frustriert hinnehmen, daß er es nicht bekommt, sondern es selbst anbieten. Wenn nicht kommuniziert wird, muß jemand damit beginnen. Und wenn die sozialen Regeln im Marktgeschehen außer Kraft gesetzt sind, muß sie wieder jemand einführen. Und zwar nicht in Form von Verboten und Sanktionen, sondern als Angebot. Wer seinen Kunden Respekt entgegenbringt, wird sich auf Dauer durchsetzen. Das lehrt die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft. Die Proletarisierung des Bürgers zum Konsumenten ist aufhaltbar.

Die Bedürfnisse organisieren sich in der postmodernen Konsumentengesellschaft völlig neu. Das betrifft im Kern auch Fürsorge. Erwachsene Menschen bedürfen nicht der fürsorglichen Bekümmern, um physisch zu überleben. Aber sie bedürfen sehr wohl einer Eingebundenheit in soziale Strukturen, in denen sie sich als Teil einer Gemeinschaft fühlen. Sie wollen kommunizieren. Die Herabstufung des Konsumenten vom "König Kunde" zum Massenvieh, an dem nur noch das Resultat, der Gang zu Kasse, interessiert, öffnet dem Markt große Möglichkeiten. Die Verachtung des Menschlichen am Kunden kann nur so lange funktionieren, wie die Konkurrenz schläft. Insofern geht heute schon ein Risiko ein, wer auf schnelle Profite setzt und nicht nachhaltig wirtschaftet. Letzteres würde bedeuten, die Konsumenten wieder als Personen wahrzunehmen und die Kosten, die das mit sich bringt, nicht zu scheuen. Wendet sich das Blatt einmal, und die Kunden können zu dem Anbieter gehen, der sie gut und ehrlich bedient, muß man damit rechnen, daß auch ihr Gedächtnis wieder einsetzt und sie sich merken, wo sie für dumm verkauft wurden. Heute kann sich das noch jeder Anbieter leisten. Sie ahnen zwar schon, daß es Sinn macht, guten Service vorzugaukeln. Aber weiter als bis zu der Behauptung, der Service sei gut, geht die Rücksichtnahme darauf nicht.

Die Konstellation ist voller Spannung. Ein maroder Binnenmarkt, wenig Kaufkraft, noch weniger Kaufkraft, hohe Arbeitslosigkeit, schwache Lohnentwicklung - das alles drückt auf die Preise. Nimmt man diesen Trend als "Wirklichkeit" wahr, gibt es kein Entrinnen. Innerhalb dieses Systems läßt sich scheinbar am besten leben, indem man es bejaht und verstärkt: "Geiz ist geil". Was nun aus ökonomischer Sicht durchaus leistbar wäre, aber der Ideologie zum Opfer fällt, ist aus Sicht menschlicher Bedürfnisse ein Muß: Die Umkehrung der Prioritäten. Nicht der niedrigste Preis, der selbst Resultat unerwünschter Zustände ist, kann das Ziel sein, sondern die Zufriedenheit der Konsumenten. Diese völlig andere Sicht auf Handel und Wirtschaft birgt nicht nur das Risiko niedrigerer Gewinne, sondern minimiert andererseits das Risiko, von einer möglichen Trendumkehr abgehängt zu werden. Die Gewinne werden nicht exorbitant sein, aber um so stabiler. Eine Bindung des Kunden als Person an Produkt und Unternehmen, durch Kontakt und Kommunikation, verspricht nachhaltigen Erfolg. Zeichnete den Rheinischen Kapitalismus die persönliche Bindung der Arbeiter und Angestellten an ihr Unternehmen aus, so wäre der soziale Fortschritt heute das Gelingen einer ähnlichen Bindung der Konsumenten und Angestellten. Daraus ergibt sich zwingend ein Trend zur Regionalisierung von Produktion und Absatz. "Globalisierung" hat den Peak längst überschritten.

Wie gesagt, geht es nun nicht darum, weltweiten Handel zu verbieten oder Zölle auf Produkte aus der Nachbarstadt einzuführen. Vielmehr gilt es, in Projekte zu investieren, die regionale Besonderheiten berücksichtigen und Kommunikation in Form persönlicher Begegnung fördern, weil sie ein aussichtsreiches Angebot darstellen. Es wäre natürlich schön, wenn dafür Ressourcen von denen freigemacht würden, die reichlich darüber verfügen. Nicht zuletzt Banken könnten sich dahin orientieren, kleineren Unternehmen bessere Bedingungen zu bieten. Aber es bedarf am Ende der Einzelnen, entschlossener Persönlichkeiten, die Nische zu nutzen und sich in den Dienst eines anderen Wirtschaftens zu stellen. Die Fähigkeiten, die die Selbstorger als solche entwickelt haben, sind in hohem Maße dazu geeignet, solche Projekte zu realisieren. Damit verbunden ist die Möglichkeit, am Ende des Abenteuers ins Kollektiv zurückzukehren.

Zu Nutzen machen kann man sich dabei die Möglichkeiten, die der globale Handel und die technische Entwicklung mit sich bringen. Wenn heute sogenannte "Global Player" ihren Belegschaften drohen können, einen Produktionsstandort innerhalb kurzer Zeit zu wechseln, setzt das die Menschen vor Ort unter Druck. Auf lange Sicht kann diese Verfahrensweise aber die Machtverhältnisse stark verändern. Wenn es technisch und logistisch möglich ist, Standorte ohne große Verzögerung zu verlagern, dann bedeutet dies auch, daß es möglich ist, mit dem entsprechenden Engagement an einem beinahe beliebigen Standort in die Konkurrenz einzutreten. Das ist eine große Chance für diejenigen Menschen und Regionen, die ihre Arbeitsplätze nicht mehr zu verlieren haben. Man muß allerdings Wege jenseits der Gewinn- und Wertschöpfungs-ideologie finden, um solche Standorte zu beleben. Wenn es nicht möglich ist, die Gewinne in Euro und Cent zu maximieren, ist das kein Grund, die Substanz verrotten und das Potential abwandern zu lassen. Es müssen hervorragende Arbeits- und Handelsbedingungen entwickelt werden, die genau so attraktiv sind wie Geld. Die Beteiligten müssen sich dafür entscheiden dürfen, sich für ein solches Projekt zu engagieren, ohne gesetzlich auf Bedingungen festgelegt zu werden, die der Gesetzgeber so schnell gar nicht verarbeiten kann, wie sie sich in der Praxis entwickeln. Gerade die Gewerkschaften haben eine Menge zu lernen in diesem Zusammenhang. Die Zeiten, da Bürokratie ein geeignetes Mittel war, um Ausbeutung zu verhindern, sind vorbei. Inzwischen verhindern tatsächlich viele Vorschriften, die einst die Arbeiter schützten, daß noch welche eingestellt werden. Dieses Argument muß nicht falsch sein, nur, weil es von den Ideologen der anderen Seiten für jeden Unsinn erhalten muß. Als Vertreterin der Arbeitnehmerschaft kann die Gewerkschaft mit ganz anderen Pfunden wuchern als den Beziehungen zu einer einflußreichen politischen Partei. Ein Betrieb, dessen Entwicklung auf dem Engagement seiner Mitarbeiter beruht, organisiert sich von selbst in einer Weise, die Ausbeutung gar nicht zuläßt. Die Belegschaften solcher Betriebe sind selbst so mächtig, daß sie eines permanenten Schutzes durch die große Mutter nicht bedürfen. Das genau mag die Angst der Gewerkschaften sein, daß sie an Einfluß verlieren und womöglich überflüssig werden, wenn sich betriebliche Arbeitnehmervertretungen zu stark selbst organisieren. Sie muß umlernen. Gewerkschaften als übergeordnete Organisationen, die sich für einen Industriezweig zuständig fühlen, sind ebenfalls anachronistisch. Zeitgemäß wären Dachorganisationen betrieblicher und regionaler Arbeitnehmervertretungen, die durchaus auch Branchen übergreifend tätig sein könnten. Gewerkschaften sind insofern nicht überflüssig, aber ihre Organisationsweise und ihre gesetzlich verankerte Stellung im Wirtschaftssystem ist kontraproduktiv.

Die Macht der Arbeitnehmer, gerade derer, die statt höherer Bezahlung mehr Lebensqualität forderten, wäre enorm. Allerdings könnte sie immer nur produktiv eingesetzt werden. Das System würde von einem Zwang zur win-win-Konstellation leben. Alles, was motiviert und dem Betrieb dient, macht ihn konkurrenzfähig. Alles, was die Atmosphäre verschlechtert, gefährdet den Betrieb. Ein solcher Betrieb ist auf gute Kommunikation im Sinne von Verständnisproduktion angewiesen. Wohl bedacht: Es ist kein sozialistisches Modell, von dem hier die Rede ist, sondern die Vorstellung einer alternativen Betriebswirtschaft innerhalb einer marktwirtschaftlichen Konkurrenz. Nach wie vor ist einer der Rahmenparameter der des Gewinns im Sinne einer positiven Bilanz. Die Verwendung der Gewinne wäre ggf. zu diskutieren. Daß aber grundsätzlich auch unter anderen Prioritäten als denen des Gewinns ein solcher erzielt werden muß, ist eine Grundlage. Solches

Wirtschaften kann obendrein wesentlich solider sein als das schuldenfinanzierte Gewurschtel vieler Konzerne, die gern auf der Jagd nach Profit von Managern mit bescheidener Intelligenz in den Sand gesetzt werden.

Wirtschaft und Gesellschaft

Die Veränderung der Perspektive, die diese Entwürfe ermöglicht, ist eine im Blick auf das Management der Bedürfnisse. Der kleinste gemeinsame Nenner, Geld, ist nicht gleichbedeutend mit Befriedigung, wird aber gern als diese verkauft. Weniger Geld ist schlecht und macht unzufrieden, mehr Geld ist gut und macht zufrieden. Die Krisen der Kapitalökonomie zeigen auf, wie falsch diese Vereinfachung wirklich ist. Das Streben der Menschen nach Sicherheit, Kommunikation und Anerkennung wird von der aktuellen Form des Wirtschaftens nicht bedient. Marktwirtschaft wird daran scheitern oder sich des Problems annehmen. Letzteres scheint sich derzeit in einer Schwächung der Demokratien Ausdruck zu verleihen. Allen voran von den USA werden in offensichtlich ökonomischer Absicht demokratische Rechte, sogar Menschenrechte beschnitten, anstatt es andersherum zu versuchen. Der Schaden, den die Zivilisation dadurch genommen hat, ist kaum einzuschätzen. "Unilateralismus" nennt sich der Weg des Cowboys, des unbeirrbar Selbstsorgers, der nicht weiß, woher er kommt und tatsächlich keine Ahnung hat, wozu das führt, was er anstellt.

Die Gleichsetzung von Reichtum und Befriedigung hat in der Selbstsorgergesellschaft als postmoderne Form des Hedonismus' die protestantische Heilslehre abgelöst. Der quasi-religiöse Charakter der neuen Ideologie besteht nicht zuletzt darin, daß dem Ökonomischen der Vorrang vor allen anderen Diskursen eingeräumt wird. Etwas anderes zu propagieren, ist Blasphemie. Wer glaubt, man könne die weltweite Wirtschaft in ihrem Wirken aus Gründen der Menschlichkeit oder besseren Wissens beschneiden, wird nicht nur verlacht, weil er so naiv ist. Es ist Ketzerei, die der Gegenreligion, dem satanischen Sozialismus/Kommunismus zugeschrieben wird. Daß sich verkitschte und fanatische Religiosität mit dem wirtschaftlichen Diskurs vermengen, sei einmal außen vor gelassen. Aber es ist erstaunlich, wie wenig sich die Theorien des Wirtschaftens und vor allem der öffentliche Diskurs, die Ideologie, um die Frage scheren, *wozu* gewirtschaftet wird. Es scheint nur erlaubt, darüber zu streiten, wie gewirtschaftet wird, wobei die Theoreme alle bereits festgelegt sind. Das Ganze mutet an wie ein Kirchenstreit. Es kann nicht danach gefragt werden, wem die Kirche dient. Es gibt keine Ziele, die unmittelbar um des Menschen willen erreicht werden sollen. Das Ziel ist gleichermaßen unerreichbar, wie es außer Zweifel steht: Hie Gott, da die Marktwirtschaft. Und wie religiöses Handeln Gott dient, so dient wirtschaftliches Handeln der Ökonomie. Wie Gott die Gesetze vorgibt, die man nur interpretieren kann, so setzt die in sich selbst identische Wirtschaft die Regeln, die man auslegen kann, aber nicht anzweifeln.

Worin ebenfalls Übereinstimmung besteht, und darin liegt die Hoffnung, ist, daß auch die Religion der Marktwirtschaft ihre Heilsversprechen nicht hält.

Wirtschaften hatte seit Jahrhunderten zwei große funktionale Aspekte, die sich auch in der Dualität von Fürsorge und Selbstsorge widerspiegeln: Versorgung und Profit. Schon immer war es möglich, die Profite Einzelner auf Kosten der Versorgung vieler zu sichern. Die dazu notwendige Gewalt wurde von Führern und ihren Schergen aufgebracht, die Gesellschaften organisierten sich dem entsprechend. Die Grundstruktur der Profitgesellschaft ist feudal. Allerdings zeigte es sich im Laufe der Entwicklung, daß Gesellschaften, die Einzelnen erlaubte, für sich Profite zu erzielen, sowohl die Versorgung der Vielen als auch die Profite der Reichen effektiver und stabiler gewährleisteten. Die Bürgerliche Gesellschaft entstand also auch und gerade als Formation des Wirtschaftlichen. In ihrer frühen Zeit waren die Probleme der staatlichen Organisation von Wirtschaft und Gesellschaft geprägt von der Konstellation, die schon in den Feudalsystemen bestand, eben Versorgung und Profit. Aus den Konflikten um die Balance dieser Aspekte entstanden einerseits der Kommunismus, der Profite Einzelner ablehnte und glaubte, so die Versorgung verbessern zu können, und andererseits ein effizienter Kapitalismus, dem es gelang, durch Überversorgung die Bevölkerungen in den hochentwickelten Industriestaaten zu befrieden. Mit der Zeit, historisch betrachtet extrem

kurzfristig, geriet das Problem der Versorgung allerdings aus dem Blickfeld. Materielle Versorgung gilt den Bürgern der entwickelten Staaten längst als selbstverständlich. Das schließt sogar die Sicherheit vor Krieg und Unruhen weitgehend ein. Durch die schon Jahrtausende alte Fixierung der gesellschaftlichen Organisation auf den materiellen Aspekt der Versorgung, der ja bei drohendem Hunger auch natürliche Priorität hat, verloren in sehr kurzer Zeit grundsätzliche Solidaritäten ihre Bedeutung. Es scheint, als ob eine Gemeinschaft, die nicht ums Überleben kämpft, sich nicht mehr als solche wahrnimmt, vor allem, wenn es sich um ein Volk handelt. Darin mag ein weiterer Aspekt liegen, der nationalistisches Geschwafel so attraktiv macht. Volk und Kampf sind bei ungenauem Hinhören synonym zu "Solidarität". Wo selbst in kleinen Gemeinschaften nicht mehr die Solidarität empfunden wird, die die Einzelnen als Fürsorge empfinden, bietet sich als Mutter aller Vereinfachungen das Gequatsche vom bedrohten Volk an. Werden damit einhergehend Gemeinschaften angeboten, in denen sich jeder sofort zurechtfindet und die Solidaritäten auf simpelste Weise geregelt sind, so entstehen politisch-soziale Konstellationen, die ungemein attraktiv auf sonst isolierte Einzelne wirken. In der politischen Auseinandersetzung dürfte es dann kaum Wirkung zeitigen, die halbschwachsinnigen Theorien der rechten Führer als das zu entlarven, was sie sind. Es gilt, konkurrenzfähige Gemeinschaftsformen zu entwickeln. Gelingt das nicht, wird die postmoderne Demokratie diesen Spuk niemals los.

Was sich an der Grenze der Gesellschaft und ihrem noch vorhandenen politischen Selbstverständnis zeigt, ist aber kein Problem des Extremismus' oder bloß ein Lösungsansatz für heikle politische Entwicklungen. Es deutet mitten hinein in das Bedürfnis nach Fürsorge, empfundener Solidarität und Teilhabe an einer nachvollziehbaren Wirklichkeit. In Zeiten, in denen Familien kaum mehr entstehen, ist es daher wichtig, andere Formen von Gemeinschaft zu entwickeln. Für den Staat, dem man dazu durchaus zubilligen sollte, daß er Steuern erhebt, heißt das vor allem, die Gemeinschaftsbildung unter Kindern und Jugendlichen zu fördern. Jedes Jugendheim, das dichtgemacht wird, ist eine Bankrotterklärung der Gesellschaft. Was ihr dadurch verloren geht, kann sie weder leisten noch jemals finanzieren.

Aber es müssen noch weitere Schritte unternommen werden. Wie immer ist Kreativität gefordert. Diese ist nicht immer die Domäne staatlicher Organisation, und gerade deshalb müssen diejenigen, die im Schutze der Gesellschaft gute Gewinne erzielen, auch nicht darauf warten, daß der Staat Steuern eintreibt, um damit in den Ruinen der Gemeinschaftsfähigkeit herumzusanieren. Jeder, der sich einmal in seiner Region umschaute, trifft auf Bedürfnisse, die es wert sind, gestillt zu werden. Das kann in Projekten geschehen, die bereits laufen und häufig von der Hand in den Mund leben, oder es kann in der Form umgesetzt werden, daß neue auf die Beine gestellt werden. Wenn man etwas initiiert, das auf das Engagement der Einzelnen baut, investiert man immer richtig. Die Einzelnen sind ihrerseits schwer einzuschätzen. Einerseits scheint niemand mehr sich engagieren zu wollen, ohne die Hand aufzuhalten. Andererseits lechzen die Menschen nach Gemeinschaft und Teilhabe. Die Atmosphäre von Zwang, Angst und Abhängigkeit, die sich wie Mehltau über die arbeitsökonomische Kommunikation gelegt hat, mag das ausgelöst haben. Man fordert, droht, igelt sich ein. Fatal ist die Tendenz, Arbeitslosen mit einer Zwangsbeschäftigung zu drohen. Bedenkt man, daß nicht nur die Arbeitslosen, sondern auch Angestellte, die damit rechnen müssen, irgendwann ihren Job zu verlieren, durch diese Drohung unter Druck gesetzt werden, kann es nicht verwundern, wenn sich niemand mehr mit seiner Rolle als abhängig Beschäftigter identifiziert. Statt dessen züchtet man eine Kaste von Menschen, die sich immer ausgebeutet fühlen und sich genötigt fühlen, zu hamstern, so lange man ihnen gibt. Derart tötet man das Engagement der Einzelnen, eine der wichtigsten Ressourcen in hochentwickelten Ökonomien!

Die Alternative können nur Angebote sein. Nicht das erstbeste ist das beste, sondern eines, das dem Einzelnen in seinen Fähigkeiten und Interessen entgegenkommt. Wer glaubt, mit zwangsverpflichteten Kräften ließe sich eine zeitgemäße Wirtschaft betreiben, geht auf dümmste Weise der Billiglohnideologie auf den Leim. Diese schert sich schon nicht um die Binnenmärkte, in der für räuberische Parasiten typischen Annahme, man könne einfach weiterziehen, wenn ein Wirt ausgezehrt ist. Nicht umsichtiger ist die Einstellung, die Befindlichkeit der Mitarbeiter habe keinen Einfluß auf die Qualität der Produkte. Dauerhaft können sich nur wenige Anbieter den Verlust an

Qualität erlauben, der mit dieser Ideologie einhergeht. Erst recht kann man damit keine Zukunft planen, in der es womöglich einmal darauf ankommt, daß höher qualifizierte Angestellte in größerer Zahl gebraucht werden. Flexible, motivierte Kräfte mögen derzeit nicht als wichtigste Basis der Betriebe betrachtet werden, oder man leistet sich eben so viele wie gerade nötig und bezahlt sie höher als die anderen. Aber im Zweifelsfall, der zum Normalfall geworden scheint, wird auf niedrige Lohnkosten gepocht. Das kann auch deshalb so gut funktionieren, weil die Kostenbremser immer die ‚besseren‘ Argumente haben. Wer kann schon höhere Umsätze versprechen, geschweige denn langfristig stabile Umsätze? Alle Investitionen, die darauf bauen, sind riskant. Wer hingegen Betriebe auf sogenannte „Einsparmöglichkeiten“ durchforstet, wird immer fündig werden. Dann lassen sich Ergebnisse präsentieren, die aufzeigen, daß man ohne Verlust an Umsatz die Produktionskosten um soundsoviel Euro senken kann. Wer sich gegen solche Argumente wehrt, macht sich schuldig, wenn die Bilanzen nicht stimmen. Geht der Betrieb nach einer solchen Kostensenkung in Konkurs, war es eben ‚trotz‘ der Kostensenkung.

Die Macht der Zahl tut ein Übriges. Es mutet aus Sicht eines nicht nur ökonomischen Denkenden seltsam an, daß die Befindlichkeit der Menschen keinerlei Eigenwert hat. Die rigorose Abschottung des ökonomischen Diskurses gegen äußerst legitime Ansprüche der Einzelnen ist einzigartig. So hermetisch waren zuvor nur die Religionen, mit dem entscheidenden Unterschied allerdings, daß Religion nie versucht hat, die Gemeinde auszusperrten.

Es gilt also, die Ansprüche der Einzelnen wieder kommunizierbar zu machen, und zwar mit Rückbezug auf das Kollektive. Eine Eigenart des Selbstorgers besteht ja darin, nur den Teil seiner Ansprüche geltend zu machen, der ihm selbst Gewinn verspricht. Und aus diesem Teil seiner Ansprüche muß er wiederum das filtern, was er als Forderung in Verhandlungen um wirtschaftlichen Austausch einbringen kann. Das gilt auch und vor allem für Tarifverhandlungen, in denen Gewerkschaften letztendlich als Bündelung von Selbstorgern auftreten. Was im Spektrum derart reduzierter Ansprüche noch kommuniziert wird, hat mit den Bedürfnissen der Beteiligten kaum mehr etwas zu tun.

Zwischen den Bedürfnissen der Einzelnen und den ökonomischen Körperschaften, durch die die Versorgung gewährleistet wird, steht der Staat, stehen die politischen Organe. Diese müssen vermitteln zwischen dem Erwünschten und dem Machbaren. Daß sie dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen sind, ist verständlich. Anstatt aber aus der Not eine Tugend zu machen und aufzeigen, daß und inwiefern Kommunikationsbedarf besteht, nehmen sie im Gros die Haltung der Betriebswirtschaftler ein und verbrämen die Kostensenkungs-ideologie in unterschiedlichen Nuancierungen. Abweichler von diesem merkwürdigen Konsens sind häufig solche, die mit Lösungen von vorgestern den aktuellen Problemen begegnen wollen. Sie stabilisieren derart das System eindimensionaler Kommunikation ungemein. Die Ökonomen können ihnen zurecht vorwerfen, keine Alternative zu bieten, und sie nehmen diese Gelegenheit wahr, um so zu tun, als sei Opposition gegen ihre Haltung per se Unsinn. Andererseits ist es verständlich, wenn etwa orthodoxe Marxisten oder solche, die sich dafür halten, sich durch die Totschlagrhetorik eines Neoliberalismus ermutigt fühlen. Sie sollten dennoch schweigen!

Die Reise der Parasiten

Der politische Diskurs zeigt auf Nebenschauplätzen immer wieder Ansätze von Widerstand, die häufig rührend wirken. Die Verzweiflung ist sowohl Sozialdemokraten anzusehen, die versuchen, Nestwärme zu vermitteln, als auch Konservativen, die ernsthaft und mit Recht um das Schicksal der Familien besorgt sind. Sie vermögen sich nicht aus dem Sog der Ökonomie zu befreien. Starke Strömungen innerhalb dieser Gruppierungen glauben also, aus dieser Not eine Tugend zu machen, indem sie einfach den Trend verstärken und, anstatt den Wettbewerb um bessere Ideen zur Gestaltung des gemeinschaftlichen Alltags auszutragen, selbst um den Rang des effektivsten Kostensenkers streiten. Damit begeben sie sich in eine Situation, in der sie nur verlieren können. Schließlich sind sie keine Betriebe, und ihr Klientel erwartet etwas völlig anderes von ihnen. Die Erkenntnis, daß in Zeiten niedrigen Steueraufkommens und hoher Ausgaben der Spielraum für

Gestaltung eng wird, nimmt sie so in den Bann, daß sie sich völlig aufs Kostenmanagement verlegen. Wenn aber im Gegenzug nicht mehr sichtbar wird, wozu Einsparungen genutzt werden sollen, kann man sich auch das Sparen sparen. Die Parteien zerreißt die Sparideologie, ohne daß sie sich von ihr lösen können. Die Alternative zur Kostensenkung ist für sie die Erhöhung der Kosten bzw. "Verschuldung". Damit hängen sie sogar im Netz einer terminologischen Falle. Wer sich nicht verschulden, d.h. an allem Schuld sein will, muß Kosten senken. Daß solche Zustände Karrieren befördern, die sich nicht eben durch Ideenreichtum auszeichnen, liegt auf der Hand. Es läßt sich ohnehin darüber streiten, ob Kreativität karrieredienlich ist, aber wenn man für jeden Einfall gleich ein Finanzierungskonzept beibringen muß, verstummt die Phantasie.

Das verwundert, zumal die allgemeine Ordnung im politischen Diskurs ohnehin fehlt. Geschwächt vom Diktat des ökonomischen, führen "Wahlkämpfe" obendrein dazu, daß wüste Versprechungen gemacht und kaum zu finanzierende Programme aufgelegt werden, die alle angeblich so ökonomisch durchdachten Konzepte konterkarieren. Man begreift es nicht, warum sich gewählte "Volksvertreter" unter solchen Bedingungen zu Hobbykonomen wandeln. Die normative Kraft des häufig Kommunizierten setzt einen ganzen Diskurs matt.

Die Frage, wie die Bedürfnisse der Einzelnen befriedigt werden können, gerät völlig in den Hintergrund. Anstatt diese als souveräne und des Respekts würdige Menschen zu betrachten, werden sie als Funktion des vorgeblich ökonomischen Systems von Angebot und Nachfrage betrachtet. Nachfrage wäre demnach eine Transformation der Bedürfnisse, Angebot das Potential zur Versorgung und Befriedigung. Schaut man sich das reale Wirtschaften und die realen Bedürfnisse der Einzelnen an, kann man da nur lachen. Unter der Priorität der angebotsorientierten Ökonomie gerät das System endgültig ins Rutschen. Es ist verständlich, wenn die Sozialen innerhalb des Systems eine Stärkung der Nachfrage für die bessere Lösung halten, während Liberale auf beste Bedingungen für die Anbieter pochen. Während also die Liberalen einäugig durchs Leben tappen und auch nach Jahrzehnten des Mierfolgs nichts anderes im Sinn haben, als immer auf denselben Pfaden zu wandeln, bemerken die Sozialen nicht einmal, daß sie einer falschen Fhrte folgen. Die Erkenntnis, daß eine rein nachfrageorientierte, will heißen: kommunistische Wirtschaft nichts taugt, führt sie zu dem Trugschluß, sich jetzt auch aufs Angebot fixieren zu müssen. Daß sich hinter der Nachfrage aber die Bedürfnisse der Einzelnen verbergen, die bers Wirtschaftliche weit hinausgehen, wurde vergessen. Die Lösung liegt also zum großen Teil jenseits der Ökonomie. Bei den Bedürfnissen der Einzelnen geht es eben nicht bloß um materielle Versorgung, und materielle Versorgung kann nicht gewährleistet werden, wenn man so tut, als könne man alles Wirtschaften an die Bedürfnisse der Einzelnen binden. Ebenso gilt umgekehrt, daß man die Bedürfnisse nicht unter Wirtschaftliche subsumieren darf. Ein neues Feld öffnet sich, wenn man erkennt, daß Wirtschaft und Gesellschaft zwar eng miteinander verflochten sind, aber nur dann florieren können, wenn beide Sektoren ihre Unabhängigkeit bewahren. Die Identifikation einer Gesellschaftsordnung mit einer Wirtschaftsordnung war im Kommunismus dumm und ist gescheitert. Die Identifikation der Demokratie mit der Marktwirtschaft ist nicht klger und wird ebenfalls scheitern.

Die Ideologie der reisenden Geldgeber, die Gewinne anstreben und sich aus dem Staub machen, wenn sich etwas Besseres findet, das eben größere Gewinne abwirft, bietet keine Hoffnung für ein soziales Gesellschaftssystem. Unverständlich, wenn die Drohung der "Globalisierung" dann von denjenigen mit aufgeblasen wird, deren Verhandlungsposition dadurch geschwächt wird. Politiker haben die Aufgabe, in ihrem Bereich das Beste aus den Möglichkeiten zu machen. Statt dessen dreschen sie in dem Glauben, damit der Konkurrenz zuvorzukommen, auf sich selbst ein. Die öffentliche Hand ist ein sehr mächtiger Wirtschaftsfaktor, und sie kann sich im Grunde aussuchen, mit wem sie kooperiert. Gerade die Verantwortlichen in Politik und Verwaltung wären in der Lage, der Kostensenkungsfalle entgegenzutreten. Wenn sie sich konsequent nach stabilen Wirtschaftsbeziehungen mit freien Anbietern orientiert und auf das Angebot der Region, für die zuständig sind, bauen, können sie an der Basis die Atmosphäre, in der Wirtschaften stattfindet, maßgeblich beeinflussen. "Investoren" etwa, die an einer verläßlichen Partnerschaft mit langfristig stabilen Gewinnen nicht interessiert sind, weil diese zu gering ausfallen, müssen eben weiterziehen.

Sich unter den Druck setzen zu lassen, Gewinne zu ermöglichen, die nur unter Bedingungen möglich sind, die eine Region destabilisieren, ist ein unverzeihlicher Fehler. Man kann viel souveräner auftreten und dabei nur gewinnen. Nicht jeder private Auftraggeber, der mit Millionen winkt, trägt zum Florieren einer Region bei. Es bedarf des Mutes, Geld abzulehnen, das nur kurzfristig hilft und langfristig schadet. Die private Wirtschaft kann nicht auf die öffentlichen Auftraggeber verzichten. Deshalb sollen diese sich nicht durch falsche Kommunikationsbedingungen aufzwingen lassen, die ihre Existenz gefährden! Hinzu kommt, daß sich Politik sonst verbieten ließe, wozu sie da ist: Das Kommunizieren. Sie muß die Ziele der Gemeinschaft formulieren, dann erst kann die Frage gestellt werden, was das kostet. Stellt sich heraus, daß die dringenden Ziele nicht finanzierbar sind, muß man die Bedingungen ändern. Das heißt eben nicht, die Ziele zu vergessen, sondern andere Wege zu suchen! Ökonomisch betrachtet, hat die öffentliche Hand nur so einen Einfluß auf die Kostenentwicklung zu ihren Gunsten. Sie muß als Abnehmer von der Nachfrageseite aus klarstellen, daß es einen Preis gibt, der zu hoch ist. Statt dessen tut sie so, als könne jeder ein wenig an den öffentlichen Haushalten herummelken, wenn es etwas zu verdienen gibt, ohne auf der anderen Seite ein Entgegenkommen zu zeigen, wenn die Kassen leer sind. Richtige Kommunikation ist die notwendige Bedingung zur Herstellung einer Ordnung, die Ökonomie in den Dienst des Kollektiven stellt. Die Überzeugung, daß es ein Potential zur freiwilligen Investition gibt, daß die Sozialbindung des Eigentums Wirklichkeit werden kann, muß die Kommunikation leiten. Politische Marktschreier der Sozialen neigen zu fataler, weil extremer Kommunikation in Bezug auf Ökonomie. Während sie sich potentiellen großen Geldgebern auf eine Weise anbieten können, die selbst Wirtschaftsliberalen den Ekel ins Gesicht treibt, prügeln sie in demselben Atemzug auf die bösen Kapitalisten ein, vor dem man den kleinen Mann auf der Straße (auf welcher eigentlich?) schützen müsse.

Die Konservativen überlassen derweil die Ökonomie den Liberalen und betrauern den "Werteverfall", ohne die Verbindung herzustellen zwischen der Einengung von politischen Handlungsspielräumen und ökonomischem Druck aufgrund falscher Kommunikation. Wenn die Werte, um die gestritten wird, immer in solche münden, die einen Betrag und eine Währung haben, fördert man unmittelbar Egoismus und zerstört die letzte Illusion von Familie, von der die Konservativen noch immer zehren.

Kommunikation ?

Belustigend erscheint es, daß Politiker als diejenigen, deren Aufgabe vor allem in fruchtbarer Kommunikation besteht, sich von Fachleuten für Wirtschaftskommunikation beraten lassen. Passend dazu lassen sie sich eine Art Farb- und Stilberatung angeeignen, um fortan an plappernde Produkte einer Medienagentur übers Volk zu kommen. Der Effekt dieses Trend besteht vor allem darin, daß sich kaum mehr jemand aus der Deckung wagt und Charakter beweist, indem er klare Meinungen kommuniziert, sondern ein Einheitsjargon entsteht, in dem zuvor festgelegte Schlagworte wiederholt werden. Das führt regelmäßig dazu, daß vor allem in der Bezichtigung des Gegners höchst erfolgreich Begriffe lanciert werden, die von den Massenmedien unkritisch wiederholt werden. Mit einem solchen "Erfolg" glaubt man dann, für Wahlkämpfe gut ausgestattet zu sein, da man ja nur an das bereits breit Kommunizierte anknüpfen muß. Diese Strategie funktioniert, aber um welchen Preis? Die Verminung des politischen Terrains mit Begriffen, deren Verwendung der Identifizierung von politischen Lagern dient, verhindert Kommunikation. Die ständige Wiederholung von inhaltsarmen Schlagworten gewöhnt das Auditorium daran, nicht mehr genau hinzuhören und zu hinterfragen, sondern im Gegenteil zu Resignation und Abstumpfung. Das Prozeßhafte der Kommunikation, Interaktion, bleibt vollkommen auf der Strecke. Es mag den Lautsprechern der Parteien so erscheinen, als hätten sie keine andere Wahl. In Nachrichtensendungen, Berichten und Zeitungsartikeln werden meist nur sehr kurze Ausschnitte ihrer Beiträge wiedergegeben. Dadurch fühlen sie sich veranlaßt, ihre zentralen Aussagen stets formelhaft und in Slogans zu artikulieren. Als seien sie Saisonartikel, werden so politische Aussagen in eine Form gezwungen, die ihre Karikatur gleich mitliefert. Zwischenmenschliche

Kommunikation verläuft anders. Im Dialog werden Meinungen ausgetauscht und variiert, erläutert und angepaßt. Durch einen so geprägten Austausch werden Charaktere gebildet und erkennbar, Vertrauen entsteht. Daß die öffentliche Kommunikation, auch und gerade im politischen Diskurs, nur sehr begrenzt dialogisch vonstatten geht, schränkt die Möglichkeiten einer solchen Kommunikation ein. Aber man kann das durchaus zum Vorteil echter Kommunikation nutzen. Denn die Einschränkung liegt vor allem darin, daß sich der Kommunikationsprozeß verzögert. Will ein Politiker seine Ansichten und Vorschläge wirklich erläutern und seine Kommunikation darüber dem Verständnis des Publikums anpassen, von dem er über unterschiedliche Feedbacks erfährt, muß er sich die Zeit dafür nehmen. Er wird der Möglichkeit von Mißverständnissen und Fehlinterpretationen Raum bieten müssen. Unter den derzeit gegebenen Umständen kann er sicher sein, daß sich Gegner finden, die jeden unfertigen und offenen Beitrag zu einer Debatte, jeden der Entwicklung bedürftigen Gedanken mit Häme bedenken werden. Der Mut, sich zurückzunehmen, zu korrigieren oder womöglich dem als Gegner Identifizierten zuzustimmen, wird vordergründig bestraft, indem die routinierten Kommunikatoren solche Versuche als Blamage auslegen und rechthaberisch ausschlichten. Das kennt man in ähnlicher Form aus der infantilen Kommunikation, wenn es um die Frage der Gruppenzugehörigkeit geht. Kinder pflegen sich solcher Muster zu bedienen, um einzelne andere aus Gruppen fernzuhalten. In der basalen zwischenmenschlichen Kommunikation wird dieses Verhalten also zur aktiven Diskriminierung angewandt, mithin zur Begrenzung der Fürsorgeeinheit, der Gemeinschaft. Erwachsene Kommunikation, so weit sie sich noch entwickelt, hat derartiges Verhalten dem entsprechend geächtet. Erst in der öffentlichen Kommunikation wird es wieder salonfähig. Man muß allerdings damit rechnen, daß das Feedback auf die private Kommunikation nicht ausbleibt.

Umgekehrt würde ein Schuh daraus: Das Beharren auf einen gewissen Stil, Charakter und Höflichkeit könnten sich langfristig sogar als erfolgreich erweisen. Während jeder einzelne Beitrag, der mit Bedacht und dem Mut zum Irrtum formuliert wird, kurzfristig schwach wirken mag, bildet er langfristig wiedererkennbare Charaktere, die eine andere Form der Aufmerksamkeit erregen. Elder Statesmen sind ein gutes Beispiel dafür. Der politische Diskurs aber hat sich infizieren lassen von der Kurzatmigkeit des Ökonomismus. Oder aber beide unterliegen demselben Syndrom, das zur Hektik verleitet. Gewinne, die heute nicht gemacht werden, gelten als verloren, Messages, die nicht schnellstens plaziert werden, werden gleichgesetzt mit verlorenem Terrain auf dem Schlachtfeld der Medien. Wiederum mit den Mitteln des großen Geschäfts wird dann die Resonanz überprüft. In Umfragen wird nach den Schlagworten gesucht, die zuvor verbreitet wurden, werden kurzfristige Einstellungen und Sympathien abgefragt. Der Glaube allein, diese Rückkopplungen hätten etwas mit kommunikativer Wirklichkeit zu tun, schafft sich eine. Im Grunde ist das System eine sich selbst erfüllende Prophezeiung, die nur deshalb funktioniert, weil sie einen großen Teil dessen, was Wirklichkeit ist, schlicht ausblendet. Das Hantieren mit demoskopischen Instrumenten, während man unentwegt "Politikverdrossenheit" wahrnimmt, ist größtenteils widersinnig. Einstellungen in einem Bereich abzufragen, der den Befragten insgesamt zuwider ist, bildet eine in sich derart gebrochene Realität ab, daß man sich anderer Mittel bedienen sollte.

Die Macht der Zahl scheint aber auch die öffentliche Kommunikation zu durchwirken. Um zu erfahren, wie langfristige Einstellungen zustande kommen, müßte man etwas über die Personen erfahren, die solche Einstellungen entwickeln. Narrative Erhebungsmethoden und biographische Rücksichten müßten zum Tragen kommen. Nun gibt es durchaus solche Ansätze, aber wer hätte je vor einer Wahl die komplizierten Zusammenhänge langfristiger Einstellungsentwicklungen publiziert? Und wen interessiert das? Es mag ja durchaus entscheidend sein und das Potential zu einer besseren Kommunikation bergen, aber eines ist es nicht: Spannend. Es erregt keine aktuelle Aufmerksamkeit. Kurzfristige und oberflächliche "Meinungen" sind interessant, gerade weil sich schnell ändern. Das Ungewisse daran macht es attraktiv, sie abzufragen. Es ist wie das Ergebnis in einem Wettstreit und wird ähnlich verarbeitet. Die Fokussierung auf solche Reize zu Lasten der Aufmerksamkeit gegenüber langfristigen Prozessen ist typisch für das Reizmanagement des Selbstorgers.

Reizmanagement - Das Schnelle macht aufmerksam

Die Sinne sind ohnehin darauf getrimmt, schnelle Bewegungen eher wahrzunehmen. Die Orientierung nach außen, ins gefährliche Ungewisse, macht alert und aufmerksam. Dem gegenüber steht die Welt "zu Hause", im geschützten, familiären, kollektiven Teil des Lebens. Ein großes Talent des Menschen, das ihn überlebensfähig machte, besteht darin, seine Umwelt so einzurichten, daß er gegen äußere Gefahren geschützt ist. In diesem sicheren Bereich genießt er Entspannung. Rituale und Umsorgung bestimmen das Leben. Wiederholung des Gleichen steht als kultivierte Tätigkeit dem Kampf gegen das Unbekannte gegenüber. Im Kollektiv verläuft das Leben langsamer als außerhalb. Wenn der vorwiegend männliche Teil des Kollektives hingegen auf die Jagd geht, sich in Gefahr begibt, womöglich als Einzelner in eine Situation extremer Aufmerksamkeitsbindung gerät, hat er sich aus dieser Welt des behüteten Kollektivs entfernt und riskiert das Äußerste. Die Grundsituation solcher Aufmerksamkeitsbindung ist Streß. Dem entsprechend sind die körperlichen Reaktionen. In einer real lebensgefährlichen Situation sind diese Reaktionen - erhöhte Aufmerksamkeit, Anspannung, schnellerer Puls und schnellere Atmung - angemessen. In einer fortwährend geschützten Situation, wie es in Industriekulturen zu sein pflegt, sind sie überflüssig. Sie werden aber nicht so wahrgenommen, sondern es wird im Gegenteil häufig als Defizit empfunden, daß die Aufmerksamkeit nicht ausreichend und den Anlagen entsprechend erregt wird. Völlig vernachlässigt werden die Bedingungen, derer es Bedarf, um die dem zugrundeliegende Sicherheit zu gewährleisten. Als besonders problematisch erweist sich dabei, daß die Reaktion auf eine unbewußte Wahrnehmung des Fehlens dieser Sicherheit dieselbe ist, wie die auf äußere Gefahr: Streß. Das heißt: Wie auch immer sich ein Defizit äußert, der Mensch neigt zu einer schnellen Lösung durch erhöhte Aufmerksamkeit gegenüber seiner aktuellen Umwelt. Im Falle mangelnder Fürsorge ist das grundsätzlich nicht dumm, denn es stellt den Versuch da, schnellst möglich ins Kollektiv zurückzukehren. In Zeiten, da man mit Geduld an der Bildung von Kollektiven arbeiten und Bindungen aktiv konstruieren muß, ist diese Eigenheit äußerst kontraproduktiv.

Es Bedarf daher einer enormen Anstrengung der Vernunft, um Fürsorge zu sichern. Nur ein hohes Maß an bewußtseinsgesteuerter Aufmerksamkeit kann zu einer Ablösung von den fatalen Mechanismen führen. Die immer aufs Aktuellste, Kurzfristige und Schnelle fokussierte Aufmerksamkeit, die dem gewinnmaximierenden Ökonomismus zu eigen ist, schadet dem Sozialen. Wie geschildert, greift eine permanente Verkürzung der Aufmerksamkeitswege und die damit verbundenen Verschiebungen im Reizmanagement tief in die Bildung sozialer Kompetenzen ein. Kommunikation, Charakterbildung und ethische Aspekte werden stark beeinträchtigt, wenn langfristige Prozesse nicht mehr zur Entfaltung kommen. Die Aufgabe, dies zu beeinflussen, ist äußerst schwierig. Eine Vernunft, die sich gegen permanent alarmierende Reize aufstellen muß, bedarf kluger Strategien. Es macht keinen Sinn, eine Vernunft installieren zu wollen, die den professionell organisierten Reizen preußische Disziplin entgegensetzt. Diese war schon in ihrer Entstehungszeit zweifelhaft, kann aber gegen die Verlockungen der Gegenwart sicher nicht bestehen. Es muß vielmehr gelingen, selbst motivierende Elemente zu installieren, die langfristige Prozesse unterstützen und Beharrlichkeit, bewußtes Entscheiden und Souveränität schmackhaft machen. Solche sozialen Kompetenzen werden gemeinhin als Eigenschaften einer Person wahrgenommen, nehmen ihren Ursprung aber in Sozialisation. So weit diese wiederum in Kollektiven stattfindet, die als solche für die Einzelnen einen positiven Wert darstellen, wirken die Kollektive durch ihre Permanenz als Gegengewicht zu den je aktuellen Reizen. Wohlgedacht: Das betrifft das Erlernen eines aktiven Reizmanagements. Die Fähigkeit zur selbstgesteuerten Fokussierung von Aufmerksamkeit ist selbst in ihrer Entstehung darauf angewiesen, nicht schon vorweg durch Zerstreung verhindert zu werden. Das Kollektiv fordert Aufmerksamkeit ein, indem es kommuniziert, und die Einzelnen treten durch Kommunikation in langfristige Prozesse ein. Diese Prozesse bilden die Einzelnen zu Charakteren und etablieren kultivierte Kommunikation. Die Balance zwischen den Forderungen des Kollektivs, den Kompetenzen der Einzelnen und äußerer Einflüsse muß austariert werden. Ein Kollektiv, das Forderungen stellt, die die Kompetenzen der

Einzelnen überfordert, destabilisiert das System ebenso wie äußere Einflüsse, die die Kommunikation fortgesetzt und erheblich stören. Überforderte Einzelne, geschwächte Kollektive und die permanente Alarmierung durch äußere Reize stellen also eine Konstellation dar, die einen unwiderstehlichen Sog des aktuellen und Kurzfristigen installiert. Solchermaßen gebunden, ist die Aufmerksamkeit der Einzelnen stets so fokussiert, daß sie kaum mehr kommuniziert werden kann und die Einzelnen auf sich selbst zurückwirft. Diese Form des Selbstbezugs ist eine übersteigerte Variante des ursprünglich nur zeitweise möglichen Zustands der Selbstsorgere, die sich aus dem Kollektiv hinausbegeben, um individuelle Erfahrungen zu machen. Vor dem Hintergrund, daß es eines kommunizierenden Kollektivs nicht mehr bedarf, um materiell versorgt zu sein, kann sich der postmoderne Selbstsorgere solche Vereinzelnung seiner Erfahrungen nicht nur leisten. Er wird nachgerade dazu genötigt, die Verarbeitung der aufgenommenen Reize allein zu leisten und die Kommunikation darüber zumindest auf eine nur mehr rudimentäre zu beschränken. Die Erlebnisse sind ja ihrem Inhalt nach auch irrelevant für Kommunikation. Der Anblick der Darstellung einer sexuell attraktiven Person alarmiert zwar, ist aber inhaltlich völlig bedeutungslos. Die Abfolge unzusammenhängender Sinneswahrnehmungen, wie sie in Werbung und anderen Medienprodukten verbreitet wird, ist nicht zum Austausch von Informationen geeignet und erzeugt keine kommunizierbaren Emotionen. Die Kopplung von Reizen an Produkte erzeugt nur zerstreute Erinnerungsfetzen. Zwar sind die Einzelnen sogar so talentiert, daraus Zusammenhänge zu bilden, aber diese sind so individuell und beinahe psychotisch, daß sie sich nur noch wie Träume zur Realität verhalten. Damit schrumpft insgesamt die Fähigkeit, in bezug aufs Kollektive zu denken und zu handeln, und vor allem wird das Soziale als solches von den Einzelnen zunehmend als irrelevant betrachtet. Wenn dadurch obendrein die Perspektive der Selbstsorge verstärkt wird, weil eben Fürsorge dem Irrelevanten zugeordnet wird, wird die Attraktivität des Erwerbs von Konsumprodukten gleichzeitig größer. Produkte sichern die Versorgung. Die Fähigkeit des Erwerbs, letztlich also die Selbstversorgung mit Geld, sichert mittelfristig die Möglichkeit, Produkte zu erwerben. Soweit gilt die bereits erwähnte Strategie des Selbstsorgers. Aber in weiterer Aspekt kommt hinzu: Durch den Erwerb von Produkten kommunizieren die Einzelnen. Sie bilden den Kontext von Reiz, Wahrnehmung und Erleben, indem sie Waren erwerben. So erlangen sie einen Status, der ihnen ein Feedback gibt, das ihnen hilft, ihre Position im nur noch virtuellen Kollektiv zu bestimmen. Das Erleben ist erleben der Ware. Die erhoffte Befriedigung bleibt hingegen aus. Die Reize, die zum Kauf animierten, lassen nicht nach. Die Versprechen erfüllen sich nicht. Und die Forderung nach Aufmerksamkeit läßt nicht nach. Nicht einmal Ruhe will einkehren, wenn der Konsument die Erwartungen des Anbieters erfüllt. Ein wenig darf er sich beruhigen, wenn ihm auf dem Wege der Beachtung durch andere Konsumenten selbst Aufmerksamkeit zuteil wird. Wenn er das Produkt vorzeigt und dessen Vorteile anpreist, darf er sich selbst als erfolgreich betrachten und im Augenblick des Erfolgs, auch dafür sorgt die perfide Vorbereitung durch professionelle Reizversorgung, genießt er sich selbst als mit den schönen Reizen in Verbindung stehend. Er ist sexy, schön und begehrenswert, weil die Ware es ist, die er sein Eigen nennt. Die Differenz von Eigenschaft und Eigentum existiert auf dieser Ebene der "Kommunikation" nicht mehr. Zwar wirft das ein grelles Licht auf solche "Kommunikation", die man getrost als wahnsinnig bezeichnen darf, aber kann denn irre sein, was derart präsent ist?

"Werbung" nennt sich das Phänomen. Der Begriff deutet darauf hin, daß es um Werben im Sinne von Reizen geht. Wie bei der Balz wird alles aufgeboten, was das Angebot schmackhaft macht. Tragisch nur, daß Werbung auf alle Reize dieser Welt zurückgreifen kann, ohne daß diese in irgend einem Zusammenhang zum Produkt stehen. Während die Brautwerbung durch natürliche Auslese und soziale Kontrolle den Einzelnen Orientierung gab und das Überleben des Kollektivs als großes Ganzes sicherte, vereinzelt Werbung die Einzelnen nur und koppelt die Reaktionen von echten Erfolgserwartungen ab. Jeder weiß, daß Werbung lügt und betrügt. Darum ist die Enttäuschung von vornherein eingeplant. Der Erwerb einer Ware, die Vergnügen bereitet und womöglich Beachtung erzeugt, wird dennoch als Erfolg betrachtet. Die gelegentlichen Erfolgserlebnisse wiederum halten die Konsumenten bei der Stange. Das Ganze erinnert an Spielsucht.

Einhergehend mit der wirklich professionellen Reizproduktion haben sich Darstellungsweisen in den Massenmedien entwickelt, die Aufmerksamkeit binden, indem sie an bereits vorhandene Wahrnehmungsgewohnheiten anknüpfen. Film- und Darstellungstechnik haben eine Reiz-Reaktions-Kultur entstehen lassen, die schon die Erwartungen präformiert haben. Als seien sie selbst Teil der Technik, werden Medienkonsumenten oder Rezipienten mit Modulen beliefert. Nach dem Schlüssel/Schloß-Prinzip werden ihnen geschönte Darstellungen einer ‚ästhetisch perfekten Welt geliefert. Schminke, Beleuchtung, Zubereitung der Waren, Jingles, Mimik und Gestik gehorchen dem Design. Die Muster der Darstellung verkürzen die „Kommunikation“ auf die Form, und zwar auf eine, die streng den Vorgaben von Wiedererkennungsroutinen gehorchen. Derart kann der letzte Depp innerhalb von Sekunden erkennen, was er zu „denken“ hat. Wirkliches Denken stört den Ablauf und zerstört die meist euphorische Atmosphäre dieser Kommunikationshäppchen. Wer denkt und denkend über solche Medienprodukte kommuniziert, zeigt, daß er den Spaß ernst nimmt und ist ein Spielverderber.

Das könnte man noch durchgehen lassen und die dummen Alleskäufer ihrem selbstverdienten Schicksal überlassen, hätte die mediale Zerstörung eines einstmaligen Kommunikationspotentials nicht fatale Wirkung auf Kommunikation insgesamt. Dem Glauben daran erliegend, so kommuniziere man heute eben und auch in Bezug auf Kommunikation sei das Schnelle das Gute, werden in dieser irrsinnigen Form auch Überzeugungen verkauft. Die Kreisläufe der Kommunikation über politische Einstellungen strukturieren sich genau so wie die über die Warenwirtschaft. Mit beinahe demselben Erfolg. Niemand glaubt mehr an die Versprechen oder erwartet Gutes. Leider kann man sich für mehr Geld keine qualitativ höherwertige Politik kaufen.

Politische Kommunikation

Die Parteien haben es auch nicht leicht. Sie können ihrem Klientel nicht viel mehr vermitteln als ihre Oberfläche. Das war schon immer so, aber die Diskrepanz zwischen der Entwicklung der Parteien und der Möglichkeiten einer Selbstdarstellung war nie so groß. Zunächst besteht das Problem der Identität von Parteien, deren Stammklientel nicht nur einer anderen Zeit entspringt, sondern auch anderer sozialer Differenzierungen. Insbesondere die Sozialen Parteien entspringen einer Klasse, die so nicht mehr existiert. Eine Anpassung der Identität an die anderen Voraussetzungen setzt also voraus, daß es gelingt, neue Prioritäten zu setzen. Neue Solidaritäten und neue Problemlösungen müssen gefunden werden. Will man ein verändertes Klientel wirklich an sich binden und eine neue Identität ermöglichen, dann müssen die Brüche, die sich in diesem Transformationsprozeß auftun, offen kommuniziert werden. Das wird in fröhlichen Wahlkampfspots und durch ewig erfolgreich dreinschauende Gesichter nicht gelingen. Personen, die als politische Führer gelten, versuchen stets den Eindruck zu machen, als seien sie unter allen Umständen Herr der Lage. Das hat einen durchaus rationalen Hintergrund. Das Wahlvolk bevorzugt Führer, die Sicherheit ausstrahlen. Diese sollen auch durchaus die Souveränität mitbringen, nicht auf jedes beunruhigende Ereignis verängstigt zu reagieren. Andererseits wäre es wichtig, ungelöste Probleme nicht so zu präsentieren, als handele es sich um leichte Übungen, die man nur noch nicht absolviert hat. Das führt nur dazu, daß Führern Versagen unterstellt wird in Bereichen, auf die sie womöglich gar keinen Einfluß haben. Bezogen auf die wirtschaftliche Lage in Mitteleuropa am Anfang des 21. Jahrhunderts, bedeutet dies, daß sich die politische Elite eher hilfeschend ans Volk wenden muß als sich in einem Management zu üben, das nicht funktioniert. Man erliegt gern der Versuchung, es mit den wirtschaftlich Mächtigsten zu versuchen. Diese aber sind eher Teil des Problems als der Lösung.

Bezogen auf Kommunikation bedeutet dies, eine Situation des Umbruchs so zu vermitteln, daß der Bruch nicht zur Schlucht wird. Gerade aber die „Wir haben alles im Griff“- Pose ist dazu denkbar ungeeignet. Probleme werden dadurch immer als Versagen der Verantwortlichen wahrgenommen und nicht in ihrer vollen Dimension. Wie aber können die komplexen Zusammenhänge vermittelt werden? Eine kleine Elite interessierter und informierter Menschen bedarf dieser Vermittlung am wenigsten, und man darf wohl annehmen, daß keine politische Kommunikation diese Elite

wesentlich vergrößern wird. Hier ist Bildung allein die Voraussetzung, die es auch darum zu fördern gilt. Die ungeeignetste Weise der Vermittlung politischer Inhalte ist allerdings die gängige: Die Verkürzung auf Slogans und die Präsentation durch die oben beschriebene Art der Werbung. Dabei sind politische Führer in einer komfortablen Situation. Ihre Prominenz, die Bekanntheit ihrer Biographien, gibt ihnen die Möglichkeit, in Permanenz und Kontinuität politische Arbeit zu verkörpern. Sie werden als Inkarnation des Politischen betrachtet, sofern sie nicht bewußt davon ablenken. Dem entsprechend wird ihr Handeln eingeschätzt: Jemand, der gestern ein Problem bagatellisiert hat, das heute nicht gelöst ist, hat versagt. Jemand, der es benennt und sich um eine Lösung bemüht, die er nicht erreicht, ist gescheitert. Dieses Scheitern aber ist nicht nur sympathisch, sondern es vermittelt die politische Arbeit auf eine Weise, die ohne große theoretische Anstrengungen nachvollziehbar ist. Das mag trivial klingen, aber wenn man sich die Geschichte der Wahlversprechen und ihres Schicksals betrachtet, kommt man zu dem Schluß, daß reale politische Kommunikation von dieser Erkenntnis keinerlei Gebrauch macht. Das historische Versprechen der "blühenden Landschaften" durch den "Kanzler der Einheit" steht als leuchtendes Beispiel dafür. Hätte es ihm wirklich geschadet, wenn er wahrheitsgemäß verkündet hätte, welche Anstrengungen der anstehende Umbauprozess bedurfte? Die beschönigende Darstellung von Sachverhalten, wie sie inzwischen allgegenwärtig ist, mag zu der Annahme verführen, daß die Wahrheit per se häßlich erscheint. Hier kommt es zum Widerstreit zwischen Ethik und Ästhetik. Wenn das Schöne aber geschönt ist, ist das Gute im Vorteil, weil es mit dem Wahren im Bunde ist. Die Annahme, das Volk sei aber dumm und könne wesentlich besser gucken als denken, ist ja gar nicht abwegig. Aber das ist kein Grund, das Feld den Schwätzern und Glotzern zu überlassen. Daß politische Kommunikation in Zeiten der Arbeitsteilung und funktionellen Differenzierung zur Anpassung an Industriestandards neigt, ist verzeihlich. Wenn man aber die Hoffnung nicht aufgibt, als Mensch mit Menschen zu kommunizieren, muß man gegen den Trend auch das Langsame und vorgeblich Unschöne pflegen.

Beziehungen vs. Fetischismus

Kommunikation ist ein kollektives Phänomen. Der flirrende Datenstrom, der aus den Exzessen der Selbstsorge resultiert, ist reizendes Rauschen ohne Bedeutung. Die Entscheidung, welcher Sphäre man sich anvertraut, ist auch eine von Erinnern und Vergessen. Wer sich in Erinnerung bringen will, muß kommunizieren.

Kommunikation als Interaktion ist verbindlich im engsten Wortsinne. Sie verpflichtet die Kommunizierenden auf die Bedeutung ihrer Worte und Gesten, indem sie Bindungen schafft. Die Qualität dieser Bindungen ist Resultat und Basis von Kommunikation. In Fürsorgegemeinschaften sind diese Bindungen Ziel, Gegenstand und Essenz. Selbstsorge hingegen kommuniziert funktional. Die Essenz ihrer Kommunikation sind Informationen, die zur Erreichung eines Ziels notwendig sind. Insofern ist die Kommunikation der Selbstsorge nicht sozial. Sie kann ebenso mittelbar dem Sozialen dienen wie ihm unmittelbar schaden, korrespondiert aber nicht mit sozialen Anforderungen. Darin liegt der Grund für die Tendenz zum Regelverstoß. Die Kommunikation der Selbstsorge, die auf einem verkürzten, gefilterten Selbstbild der Einzelnen beruht, ist absolut zielgesteuert, das heißt: Ihr einzige Referenz ist das aktuelle Ziel des Erwerbs. Der damit einhergehende Egoismus ist demgemäß sozial referenzlos und "Egoismus" genau in dem Sinne. Ein Egoismus, der auf das Wohl der eigenen Person gerichtet wäre, wäre dagegen sozial, weil er die sozialen Bedürfnisse des Selbst berücksichtigen würde. Der Egoismus der Selbstsorger kann dem entgegen als "fetischistisch" bezeichnet werden.

Der Dualismus von Selbstsorge und Fürsorge entspricht einer Ausrichtung der Libido, die für die jeweilige Sorgeform typisch ist. Dabei knüpft der Selbstsorger seine Libido zunehmend an Waren. Seine Befriedigungsstrategien richten sich auf frei verfügbare Objekte. Triebaufschub vollzieht sich nicht aus kulturellen oder sozialen Gründen, sondern aus ökonomischen. Das bedeutet auch, daß eine meßbare Potenz zum Kriterium für Befriedigungsmöglichkeiten wird: Geld. Der Blick auf den Kontostand verrät die Aussichten aufs persönliche Glück. Soziales Engagement hingegen, als

Investition von Zeit und Geld, schmälert unmittelbar das Glück des Selbstorgers. Ein Bemühen um die Förderung sozialen Engagements muß diese Triebstruktur berücksichtigen. Dasselbe gilt für Strategien zur Stärkung fürsorglicher Strukturen allgemein. "Werte" wie Familie, Gemeinschaft, Solidarität müssen mit dem Sex-Appeal eines fetischistischen Systems konkurrieren, das sich nicht durch moralische Erklärungen außer Kraft setzen läßt. Sie können nur gewinnen, wenn sie ebenfalls sexy wirken. Das diesen Werten innewohnende Glücksversprechen muß in den Vordergrund gerückt werden. Dem steht nicht nur entgegen, daß die Attraktivität der Werte möglicherweise gering ist, sondern vor allem, daß kommunikative Hemmnisse aufgebaut werden. "Moral", die immer dann falsch ist, wenn sie der Gemeinschaft nicht dient, der sie vorgeschrieben wird, sowie ideologische Vorbehalte stehen dem noch immer entgegen. Man nehme einmal die Vokabel "sexy" wörtlich, dann wird das deutlich: Während die Warenwelt ungehemmt nackte Körper auf die Netzhaut wirft, kommt eine religiöse Moral, die sich für familienfreundlich hält, mit einer Keuschheitsperversion, die nicht nur an der Christenheit vorbeigeht, sondern die Welt zu Lasten der Familien in Promiskuität und Nihilismus teilt. Für die Familien sieht sie den lustlosen Fortpflanzungsakt vor. Und auch, wo sie es mit der Bigotterie hält und die Ferkeleien der Eltern dem stillschweigend Privaten überläßt, handelt sie unklug. Die Investition von Libido in eine Familie, die von einer lustvollen Paarbeziehung getragen wird, kann äußerst empfehlenswert wirken, aber nur, wenn Lust auch hier verortet wird. Daß es im Bordell und in der Werbung heiß hergeht, gilt landläufig als gegeben. Die Familien tragenden Paarbeziehungen dürften häufig mit diesem "Glück" problemlos konkurrieren können. Warum werden sie dargestellt, als müßten sie dröge und langweilig sein? Die Integration der Wirklichkeit in die Vorstellungen von "Familie" täte Not. Das gilt insbesondere für den Konservatismus, dessen tragende Säule die Familie ist. Wenn er "Familie" als Wert aufrechterhalten will, muß er sich von der falschen Sexualmoral trennen und sie nachgerade ins Gegenteil verkehren. Letzteres ist das Problem. In aufgeklärten Gesellschaften weiß jeder, daß die Prüderie der Religionen nur an der Oberfläche wirkt. Genau dort aber muß sich die Realität der Beziehungen positionieren, um gegen den Fetischismus zu bestehen. Die Ideologisierung des Wertes "Familie" in einer politischen Formation, die sich einer überkommenen Moral überantwortet, muß aufgebrochen werden. Die reizvollen Illustrationen, mit denen Produkte angepriesen werden, stabilisieren das muffige Bild von der Familie auf der anderen Seite: Sexy ist alles, was mit Freiheit, Wildheit, Jugend, Unbekümmertheit verbunden ist. Familie und Kinder müssen hingegen für die Bebilderung von Sicherheit und Vorsorge erhalten. Diese Bilder werden getragen von Reinheit, Anrührung und häuslichen Leben. Man fragt sich angesichts dieser Abbildungen, wo die Kinder herkommen. Sex sells, so heißt es. Gilt das nur für kinderlose Freaks? Die politischen Formationen, die sich "progressiv" geben und jedenfalls den Vorbehalt gegen das Körperliche und damit auch Sexuelle nicht pflegen, könnten sich leichter damit tun, Familie als Hort der Fürsorge so darzustellen, wie man sie sich gern vorstellen würde. Nur tun sich vor allem die Sozialen schwer mit dem Wert "Familie", der ihnen traditionell nicht geheuer ist. Sie hegen den Verdacht, eine Familie, die als Fürsorgeeinheit bietet, was der Mensch begehrt, könnte die derart Versorgten aus der Solidargemeinschaft abspalten. Lieb sind ihnen noch die ärmeren Familien, die sie als Opfer der Wirtschaftslage beklagen können, um ihrer Hauptbeschäftigung, der Herstellung sozialer Gerechtigkeit, nachzugehen. Die gut betuchte Familie aber, die solcher Gerechtigkeit nicht bedarf, ist ihr suspekt. Hier überläßt sie die Produktion des Familienbildes den Konservativen, die in der Tradition der Großbürgerlichen stehen. Das Feld der Wirklichkeit realer Familien liegt brach, diese haben keine Repräsentation in der öffentlichen Kommunikation. Andere Felder gelebter Solidarität sind nicht besser positioniert. Gemeinschaft wird nicht mit positiven Reizen in Verbindung gebracht. Dabei sind selbst betriebliche Gemeinschaften, Arbeitskollegien, ein Hort libidinöser Beziehungen. Diese Wahrheit wird kaum je abgebildet. Wo Menschen sich regelmäßig treffen und kommunizieren, sind Sex, Sicherheit und Freude. Am Arbeitsplatz, nicht im neuen Auto!

Image und Wirklichkeit

Die Wirklichkeit widerspricht den durch Werbung vermittelten Images fundamental. Werbung, professionell illustrierende Kommunikation, orientiert sich an den bereits produzierten Images. Das muß nicht so sein. Mit dem Trend zur Wirklichkeit muß durchaus kein "Imageverlust" verbunden sein, jedenfalls keiner, der zu bedauern wäre. Längst ist die Darstellung eines Phänomens, die Technik der Medialisierung, entscheidend und nicht das Image selbst. Wer also Wirklichkeit abbildet, sie mit angenehmen Reizen verbindet und das anspruchsvoll produziert, dürfte ähnlich erfolgreich sein wie die Produzenten der Stereotypen. Mit dem Unterschied, daß sich im Pakt mit der Wirklichkeit stabilere Aufmerksamkeiten erzielen lassen. Wer etwas als "wahr" erkennt, lernt. Solche Werbung prägt mehr als nur vergängliche Eindrücke.

Insofern wäre gar eine Verbindung von Lust, Bildung und Gemeinschaftsfähigkeit möglich. Ob die Menschen deshalb weniger kaufen, ist diskutabel. Vermutlich würden sie anders kaufen. Genau darin aber besteht die Aufforderung an diejenigen, die heute auf ihren nützlichen Waren und Dienstleistungen sitzen bleiben. Sie sollten die Konkurrenz mit anderen Mitteln aufnehmen und gegen den Trend ihre Angebote machen. Das war ohnehin meist der Weg zum Erfolg.

Wie nahe liegt dann erst der Versuch, in der politischen Kommunikation von der "geschönten" Darstellung Abstand zu nehmen? Eine Kaste, die wie keine andere an Respekt verloren hat, deren Ruf in der Tat ruiniert ist, will offenbar nichts daraus lernen. Was treibt sie zur Lüge? Schaut man sich die Diskussionssimulationen an, die in der Öffentlichkeit stattfinden, so ist die Struktur der Kommunikation zwischen konkurrierenden Berufspolitikern geprägt von juvenilem Balzverhalten. Man pflegt sich selbst besser und den Gegner schlechter darzustellen, als es der Wirklichkeit entspricht. Dem entsprechend, spricht man dem Gegner jede Fähigkeit zur guten Tat ab und kündigt Leistungen an, an die man selbst nicht glaubt. Eine der Parteien gewinnt dann die nächste Wahl, und die Manager glauben, das läge an ihrer erfolgreichen Selbstdarstellung.

Tatsächlich macht es nicht unbeliebt, ein guter Entertainer, auf diesem Feld also Rhetor zu sein. Auch hier wird gern fehlinterpretiert, es komme nur darauf an, die hohe Kunst der Polemik zu beherrschen. In Zeiten, da sich alle auf dem Schlachtfeld großer Worte messen, ist das zwar so, aber das heißt nicht, daß nicht auch ganz andere Qualitäten entscheidend sein könnten.

Die guten Redner, die nicht nur ihr Handwerkszeug beherrschen und aus dem Ärmel schütteln, wozu andere jahrelang vergeblich Rhetorikschulungen durchlaufen, sondern auch noch überraschend wendig argumentieren, verkörpern eine Haltung, die das Ichideal des Selbstsorgers hervorragend repräsentiert. Macht, die scheinbar aus der eigenen Stärke resultiert, das Spielen mit dem Gegner, einen Touch von Arroganz im Lächeln, und dafür den Lohn der Gemeinschaft einheimen - so stellt sich der postmoderne Cowboy ein schönes Leben vor. Daß das Eis aber sehr dünn ist, zeigt sich, sobald die Fassade bröckelt. Die Macht ist immer nur geliehen. Schwäche darf der politische Entertainer nicht zeigen, und all seine Rhetorik nützt ihm nichts mehr, wenn die Meute ihn hetzt.

Die Repräsentation als starker Mann oder starke Frau rächt sich also, wenn sie keine Schwächen zuläßt. Eine andere Repräsentation erlaubte eine andere Kommunikation. Die entlarvende, triumphierende Haltung des politischen Gegners bräche in sich zusammen, hätte man die Größe, Fehler zuzugeben. Den Hinweis auf die Fehler des Gegners kann man auch großzügig auslassen. Souveränität zeigt sich ja nicht dadurch, daß man jedes Anklaffen kontert. Die Atmosphäre verführt dazu, sich nie eine Blöße zu geben, und es ist im Einzelfall wohl auch so, daß man als Verlierer erscheint, wenn man die anderen lauter schreien läßt. Aber es dürfte in der öffentlichen Kommunikation nicht anders sein, als in der privaten: Dauerhaft setzt sich jemand durch, der wiedererkennbar bleibt und den man beim Wort nehmen kann. Als dominant wird niemand gelten, der sich auf jede Keilerei einläßt und sich stets überhöht.

Der Unterschied ist schlicht der zwischen Sein und Schein. Die Priorität hat sich verkehrt, und wenn das Wahre sich den Regeln des Schönen unterwirft, tut das weder dem einen noch dem anderen gut. Der Selbstsorger, der ins Kollektiv zurückkehrt, erfährt Aufmerksamkeit, wenn er etwas zu berichten hat und als Teil des Ganzen Einzelner ist. Will er hingegen auffallen, obwohl er

nichts zu sagen hat, muß er sich herausputzen, sich vergrößern und laut rufen. Langfristig ist diese Strategie in einer funktionierenden Gemeinschaft aber erfolglos. Und selbst in einer der Marktschreier hat sie sich allmählich überlebt.

Es ist merkwürdig, wie sich eine Kultur ihrer Abbildung anpaßt. Baudrillard hat das drastisch geschildert. Aber selbst wenn es eine Tendenz zur Simulation der Simulation usf. gibt, bleiben es authentische Einzelne, die kommunizieren. Und man macht es sich sehr leicht, wenn man seine Verantwortung in bezug auf Authentizität mit dem Argument "Es ist das System" ablegt. Die Einzelnen bleiben die Autoren ihrer Biographien, so weit sie davon Zeugnis ablegen. Die Modelle von Welt, die sich die einzelnen schaffen, mögen auseinander driften, und es mag sein, daß sich eine "Wahrheit" so nicht mehr benennen läßt. Aber es ist nach wie vor ein Mangel an Wahrhaftigkeit um des eigenen Vorteils willen, der sich als "Lüge" qualifizieren läßt. In Zeiten komplexer Kommunikation, die viele als "Relativismus" verstehen, wird die Vermittlung der je eigenen Wahrheit um so wichtiger. Die Brüche in den Selbstdarstellungen bleiben aufmerksamen Beobachtern sichtbar wie schlecht abgedeckte Lackschäden. Wenn nichts mehr endgültig "wahr" ist, ist es eben nicht unerheblich, ob man sich an der Wahrheit versucht oder fröhlich das Falsche streut. Was hat sich denn geändert? Glaubte man früher an die Wahrheit, in dem Ansinnen, sie zu finden, zu festigen und zu verkünden, so weiß man heute, daß es diese eine Wahrheit nicht gibt. Das entwertet sie aber nicht rückwirkend. Im Gegenteil zeigt gerade die Diskussion um Relativismus, wie wichtig es ist, an Wahrheiten zu glauben. Die Wendung in vorgestrige Verkündungswahrheiten, die religiöse Fanatiker aller Art anbieten, taugt freilich wenig. Es sind noch immer die überprüfbareren Wahrheiten, deren Schicksal es sein mag, als Theorie irgendwann ihrer Fehlerhaftigkeit überführt zu werden. Als Zeugnis sind sie allemal so wichtig wie eh und je.

Wahrheit, Moral und Verfehlung

Die Beziehung der Selbstsorger zur Wahrheit treibt erstaunliche Blüten. Es wird wenige geben, die sich freuen, wenn sie belogen werden. Bei aller Relativität ist man meist doch darauf aus, sich an der Wirklichkeit, wie man sie versteht, zu orientieren. Dazu gehört auch die Orientierung nach berichteter Wirklichkeit. Fehlinformationen führen zu Problemen bei der Wirklichkeitsbildung. Andererseits lernen die Selbstsorger, daß wahrhaftige Berichte zu Problemen bei der Zielerreichung führen können. Hier müssen sie abwägen. Sind sie in der Lage zu erkennen, daß sie in dem Kollektiv, auf das sie sich beziehen, mit wahrhaftigem Zeugnis langfristig besser leben, werden sie im allgemeinen solches ablegen. Die Gemeinschaften stützen dies, indem sie durch Sanktionen unwahrhaftige Kommunikation zu verhindern versuchen. Kompliziert wird der Fall, wenn Einzelne Verfehlungen kommunizieren müssen. Wenn mit Wahrhaftigkeit der Nachteil verbunden ist, eines Fehlers überführt zu werden, greifen die Sanktionen oft nicht mehr. In der irrigen Annahme, Verfehlungen kaschieren zu können, indem sie falschen Bericht geben, versuchen Einzelne, sich aus der Affäre zu ziehen. In überschaubaren Sozialen Systemen führt das zu lebhaften Auseinandersetzungen und im günstigsten Fall zu der Einsicht, daß Wahrhaftigkeit die klügere Variante ist. In abstrakten Gemeinschaften mit massenmedial geprägter Kommunikation gilt das nur eingeschränkt. Der Reiz, durch falsches Zeugnis, Relativierungen und Sprachakrobatik Zeit zu gewinnen und sich von Tag zu Tag durchzuschwindeln, ist groß. Infantil ist der Blick auf die Aussicht, damit durchzukommen. Es scheint beinahe so, als ob sich in der öffentlichen Kommunikation die "Einsicht" durchgesetzt hätte, daß es ohnehin nicht auffällt, wenn man lügt. Dazu verführt die Erkenntnis, daß die meisten Beiträge schon vergessen sind, ehe man überführt werden kann. Diese Ansicht ist schon unehrenhaft und unter kollektiven Gesichtspunkten nicht eben schlau, wenn sie denn funktionierte. Das System ist aber längst überstrapaziert. Die Einzelnen geben sich längst gegenseitig keinen Kredit mehr. Im Zweifelsfalle glaubt man eben dem Autor nicht mehr, sondern man lebt mit dem Verdacht, belogen zu werden. Und was das ganze zur Farce macht, ist, daß Lügen vielleicht nicht mehr direkt auffallen, im Gegenteil aber die Wahrheit. Wer in der Lage ist, auch dann aktiv zu kommunizieren, wenn er Fehler einzugestehen hat, sticht aus der Menge deutlich hervor.

Eine skurrile Form sozialer Wahrheit hat sich so etabliert. Mit der scheinbar ins Unverbindliche tendierenden Entwicklung sozialer Beziehungen, wie sie zwischen Selbstsorgern entstehen, richten sich nicht nur Verhalten und Aussagen auf zu erreichende Ziele aus, sondern auch der Gebrauch der Wahrheit und das Verständnis von ihr. Es geht darum, nicht der Falschheit überführt zu werden, damit wäre dann der Wahrheit Genüge getan. Als sozial problematisch erweist sich in diesem Stadium der sozialen Entwicklung abermals Leistung. Im Leistungsprinzip verschmelzen moralische Vorwürfe und das Gebot logischer Stimmigkeit zum Dogma der Fehlerfreiheit. Wer Fehler macht, erbringt negative Leistung. Wer sich seinen Lebensunterhalt durch Arbeit "verdient", indem er sich zur Produktion verpflichtet, verliert mit jedem Fehler im Produktionsprozeß an Wert. Wer etwas "falsch" macht, wird als Schädling am Prozeß erkannt. Diese Fehlerhaftigkeit paßt sich nahtlos ein ins Verständnis vom moralisch Falschen. Wer moralischer Verfehlungen überführt wird, wird sanktioniert. Er ist als Sünder bis zum Ablaß minderwertig. Die einzige verhandelbare Konstellation von richtig/falsch, die nicht ohne Umweg in einer Minderung des Selbstwertgefühls Einzelner mündet, ist vor diesem Hintergrund die logische. Als routinierter Händler seines Schicksals weiß der Selbstsorger das für sich zu nutzen, indem er eben die logische Wahrheit derart verwurstet, daß ihm keine philosophische Albernheit zu groß ist. Er windet sich aus jeder Verantwortung, indem er sich seine Wirklichkeit so zurechtlegt, daß er sich selbst erträgt. Die Grundstruktur der gängigen Wirklichkeitsmodelle verdoppelt dabei die Entfremdung der Einzelnen von Gemeinschaft als solcher. Das Kollektive tritt den Einzelnen als abstraktes "System" gegenüber, das sie überfordert, zu Unrecht verurteilt und sie nicht mit genügend Aufmerksamkeit bedenkt. Auf diese Weise bestrafen sich die Einzelnen munter gegenseitig für das Fehlen von Gemeinschaft und verhindern so deren Entstehung, weil ihr Verhalten nicht gemeinschaftsfähig ist. Das ist kein Grund zur Depression, denn Menschen sind so widersprüchliche Wesen, daß sie immer Raum für Hoffnung geben. Insofern gibt es selbstverständlich auch Auswege aus Teufelskreisen. Es ist attraktiv, sich als Einzelner gegen im Kampf gegen das "System" aufzustellen. Man hat dann immer die Moral auf seiner Seite, im Zweifelsfalle konnte man nicht anders, und wenn man verliert, hatte man eben keine Chance. Das einzige, was an diesem Weltmodell stört, ist, daß es eben nicht stimmt.

Wahrheit und Besinnung aufs Kollektive

Wie auch immer man es sich erklärt, etwa durch ein "Über-Ich", es bleibt ein schaler Beigeschmack am Weltmodell der Selbstsorger. Dem entgegen steht eine Vernunft, die es auch nur besser weiß, ohne es entsprechend überzeugend präsentieren zu können: Die Einzelnen sind Teil eines Ganzen. Ihre Handlungen und Kommunikationen prägen permanent die soziale Realität. Daß ihr Einfluß auf ein gigantisches Kommunikationsnetz äußerst gering ist und ein direktes Feedback häufig ausbleibt, führt zu dem Mißverständnis, die Einzelnen könnten "nichts ändern". Das aber ist Unsinn. Vernünftiges Handeln erscheint allerdings unbequem. Sich mit seinen Fehlern und Schwächen zu repräsentieren, erscheint häufig nachteilig. Vor allem in der direkten Konkurrenz Einzelner ist sie es auch häufig, vor allem da, wo die Herrschaft des Scheins ungebrochen wirkt. Einsicht in kollektive Verantwortung und das abstrakte Wissen um den kleinen Einfluß aufs große Ganze ist darum in der Regel ein zu schwaches Motiv, um gegen den kurzfristigen Vorteil und für Vernunft zu entscheiden. Von daher ist es an der Zeit, Werbung zu machen für Gemeinschaft und aufzuzeigen, was nur diese bieten kann. Denn nur in bezug auf funktionierende Kollektive können sich Werte etablieren, das gilt auch und gerade für Wahrheit.

Die Wechselwirkung geht, wie der Name schon sagt, in beide Richtungen: Wahrheit wird nur in bezug auf Kollektive solide, weil sie nur dort in allen Facetten und Konsequenzen erlebt wird. Und Kollektive sind auf solide Wahrheit angewiesen, weil sie sonst zerfallen. Insofern ist Wahrheit nicht nur verhandelbar und wird stets in Suggestionen eingewoben, sondern sie ist auch ein Aspekt von Solidarität und dieser untergeordnet. Wenn Wahrheit der Prüfung durch Gemeinschaft standhält, ist sie solide, darin liegt ihr sozialer Charakter. Das mag despotisch oder dogmatisch dominierte Gemeinschaften so tragfähig machen, weil nämlich Wahrheit vorab vereinbart ist und der komplexe

Prozeß einer je aktuellen Prüfung entfällt. Allerdings verschwindet solche Wahrheit von jetzt auf gleich mit der Macht, die sie durchsetzt. Eine denkwürdige Übereinstimmung findet sich hier zwischen Relativismus und Dogmatik, da der Relativismus seinerseits zum Verzicht auf die soziale Prüfung von Wahrheit verzichtet. Wo dort das Dogma wirkt, ist es hier die Aussicht auf reizgeladenes Amüsement.

Die Kollektive definieren sich als zunehmend mobile und vergängliche immer mehr durch Kommunikation. Diese ist oft kaum mehr zu erkennen, und es ist allerdings fraglich, ob sie die Kollektive noch definiert, ob also Kollektive noch irgendwelche Grenzen aufweisen. Die Entgrenzung ist dann nicht nur eine räumliche oder eine, die sich auf einer Art Mitgliedsstatus der Einzelnen in den Kollektiven bezieht, sondern sie bezieht sich obendrein auf Kommunikation selbst. Entregelte Kommunikation prägt das Bild. In Massenkommunikation gibt es keine Werte, keine Wissensbasis, keine Prüfungsinstanzen und kaum mehr eine gemeinschaftliche Sprache. Zunehmend sickert das fragmentierte Lallen der Werbeslogans in die Kommunikation der Einzelnen ein. Es stellt sich heraus, was schon immer so gewesen sein mag, jetzt aber erst auffällt: Kommunizieren selbst hat einen ethischen Aspekt. Es kann Gemeinschaft fundieren oder zersetzen, und zwar nicht nur durch Abgrenzung des "Innen" der Gemeinschaft von "Außen" der anderen, sondern schlicht durch die Qualität der Kommunikation. Sie muß die Bildung von Gemeinschaften ermöglichen, indem sie gemeinschaftsbezogenen Austausch ermöglicht. Wenn die Syntax als solche verloren geht, zersetzt die dadurch entstehende Parodie von Kommunikation unmittelbar Gemeinschaft. Wer kommuniziert, handelt und muß sich dafür nach dem Selbstverständnis von Gemeinschaft verantworten.

Dem gemäß ist die Verantwortung der Einzelnen um so größer, je höher ihre kommunikative Reichweite ist. Aus der Sicht einer Polis, die ihrerseits für die Kommunikation übers Öffentliche Zuständig ist, bedeutet das, auch und gerade darüber zu befinden, inwiefern die zeitgenössische öffentliche Kommunikation die Basis der Polis untergräbt. Wenn es nämlich eine allgemeine, Gemeinschaft zersetzende Tendenz gibt, der sie nichts entgegensetzt, die sie womöglich selbst fördert, ist damit unmittelbar das Ende der Politik verbunden. Was bleibt, sind Machtkonstellationen, die nicht mehr kommunikativ vermittelt werden.

Das Mindeste, was die Polis leisten muß, ist, die Kollateralschäden zu benennen, die ein Wirtschaften zeitigt, auf das sie sich eingelassen hat. Sie darf sich dabei keinesfalls darauf einlassen, sich von den Großkommunikatoren des 'Ökonomismus' in die Falle der binären Fragestellung locken zu lassen, ob denn nun die gängige Wirtschaftsform abgeschafft werden solle. "Kommunismus statt Marktwirtschaft" oder ähnliche Szenarien sind noch dümmere, als die Werbung erlaubt. Aber es muß Grenzen geben. Wenn die soziale Verantwortung für Kommunikation nicht mehr eingefordert wird, kann man das Kommunizieren auch ganz einstellen, es liefe ohnehin darauf hinaus. Wenn man aber feststellt, daß die Priorität des Ökonomischen unter anderem Kommunikation zersetzt, muß man dem entgegenwirken. Wer statt dessen selbst nur noch, im Namen einer sogenannten "Politik", Slogans unters Volk streut, macht sich eines Verbrechens an Gemeinschaft schuldig.

Ökonomie vs. Kommunikation

Die Entscheidung für oder gegen eine bestimmte Form des Wirtschaftens, die Frage, ob man sich soziale Errungenschaften noch leisten kann, geht also weit hinaus über Kosten/Nutzen-Analysen. Es geht überhaupt nicht primär darum, bei welchen vor allem politischen Entscheidungen man auf die Kosten achten muß und was unter diesem Aspekt möglich ist, sondern es geht längst um den Kern des Sozialen, der der Kern der Fürsorge ist: Kommunikation. Was als Frage nach den Kosten daherkommt, ist oft keine Frage mehr, sondern die schon gefällte Entscheidung. Die Argumente des Sozialen, die sich aus Bedürfnissen und Vorstellungen speisen, können nicht bestehen in der Welt der digitalen Werte. Was kostet es, sich wohl zu fühlen, was ist es wert, gemeinschaftliche Ideale zu verwirklichen? Auf der Ebene der nur noch scheinbaren politischen Kommunikation spiegelt sich das Verhältnis von Fürsorge zur abgetrennten Selbstsorge: Die Sphären scheinen einander nicht

mehr zugänglich zu sein. Unter den Zielstrategien der Selbstsorge erscheint Fürsorge als überflüssiger Luxus, als Gemütlichkeit, die den Interessen der selbstsorgenden Einzelnen im Wege ist. Wer teilt, hat nachher weniger. Wer abgibt, unterstützt die Faulheit der anderen. Wer Erfolg will, wird ihn auch erreichen, wenn er nur hart gegen sich und andere ist. Im Kern der Konzepte von Fürsorge und Selbstsorge stehen unterschiedliche Konzepte von Tausch. Während Fürsorge Austausch bedeutet, Kommunikation und Teilen, hält es die Selbstsorge mit dem Warentausch, der Bildung von Eigennutz, Reichtum und Sicherung. Verständnis, Kontakt, Fließen von Gemeingütern, materieller und ideeller Art, zeichnen Fürsorge aus. Selbstsorge hingegen sichert sich aktiv gegen Austausch ab. Ist der Warentausch abgeschlossen und die Ware in Eigentum überführt, wird sie der Gemeinschaft entzogen. Sie wird nicht hervorgeholt, um gemeinschaftlich genutzt zu werden, sondern im Gegenteil, um den Einzelnen als Eigentümer von anderen Einzelnen abzugrenzen. Man ist nicht Teil eines Ganzen, sondern höherwertig und minderwertig als vereinzelter Eigentümer. Teilen durchbräche das Ritual der Statusbestimmung. Kommunikation als Verschmelzung, als Bildung gemeinschaftlichen Wissens ist hier nicht gefragt. Die Restkommunikation des Selbstsorgers bescheidet sich mit dem Zeigen der Symbole und des Bedeutens "hier ich, dort du". Mit dem Erwerb der Ware ist die Handlung des Selbstsorgers abgeschlossen und bedarf keiner Vermittlung mehr. Die Jagd war erfolgreich, aber die Beute geht nicht mehr ins Kollektiv über. Die näheren Umstände des Erwerbs sind keine Geschichten, die geteilt werden. Sie werden vielmehr zum Bankgeheimnis. In seiner konsequenten Ausbildung ist das Verhalten des Selbstsorgers, das Ideal der Selbstsorge, wie es im Ökonomismus aufgestellt ist, die Anbetung der Vereinzelung. Im Gegensatz dazu steht das Bedürfnis nach Fürsorge und Gemeinschaft, das nicht, wie es der Ökonomismus zu lesen pflegt, nach materieller Versorgung durch andere strebt, sondern nach Kommunikation. Die Vernetzung der Einzelnen zum Kollektiv ist das Ziel. Die kluge Einsicht, daß es sich durch Teilen von Gütern und gemeinschaftliche Produktion und kollektiven Erwerb besser leben läßt, ist ein Zeichen der Überlegenheit fürsorglicher Strukturen, die noch das beste "Argument" in der Welt der Ökonomen ist, aber gar nicht die Essenz des Kollektiven. In der Vernetzung besteht die Stärke der Fürsorgegemeinschaft. Beziehungen, Verständnis, Austausch, gemeinsame Erfahrungen, kollektive Entwicklung, vervielfachte und gespiegelte Erfahrungen in einer Welt, von der ein gemeinschaftliches Bild wiederum kommunikativ entwickelt wird, darin besteht der Zauber der Fürsorge. Im Kollektiv sind die Einzelnen nicht primär um die Ausstattung mit dem materiell notwendigen besorgt, sondern um Gemeinschaft selbst. In bezug auf die Einzelnen bedeutet das, die Beziehungsgeflechte stabil zu gestalten und Einzelne stets so einzubinden, daß das Geflecht sich nicht auflöst.

Eine kluge Strategie der Kollektive bestand darin, um des Überlebens des Kollektivs willen Einzelne zeitweise freizustellen, mit dem Auftrag, für das materielle Wohl aller zu sorgen. Das bedeutet nicht, daß die Kollektive so entschieden hätten, aber sie mußten es zumindest zulassen. Wie genau sich die Entwicklung von der Duldung abenteuerlicher Einzelgänger zur Bildung einer Masse ignoranter Schnäppchenjäger vollzogen hat, ist von geringem Interesse. Die Frage ist, wie weit das Ideal der Vereinzelung transportiert werden soll. Womöglich ist es so, daß die Masse diese Form restsozialen Lebens befürwortet. Dann sollte man sie aber darüber aufklären, auf welches Spiel sie sich einläßt. Andererseits gilt es, nach Hinweisen dafür zu suchen, ob die Verarmung der Kommunikation und der Verlust fürsorglicher Strukturen keine Willensentscheidung der Einzelnen ist. Es ist ein schwieriges Unterfangen, hier nicht Ideologie gegen Ideologie zu wenden. Das wäre zwar durchaus legitim, denn der Wettstreit der Ideologien ist nicht grundsätzlich anrühlich, aber es wäre keine starke Position.

Die Frage ist also: Wenn die Einzelnen zunehmend weniger kommunizieren, ihren Eigennutz und den Erwerb von Waren ihrem Verhalten nach für erstrebenswerter halten als die Integration in Gemeinschaften, verfolgen sie dann tatsächlich ihre Ziele? Im Gegensatz zu einer ideologischen Argumentation, die hier solche Ziele für minderwertig oder verwerflich erklärte, soll der Blick geschärft werden für die Frage, ob das Verhalten der Einzelnen bestimmte Ziele erkennen läßt, während sie durchaus noch andere, weniger offensichtliche haben. Die Frage ist auch die, ob durch eine soziale Atmosphäre Ziele vorgegeben werden, denen die Einzelnen dann ohne eigene Motive

folgen. Hier schließt sich ein Kreis: Die Frage ist wieder die nach der vorherrschenden historischen Form des Realitätsprinzips und seinen Bedingungen. Diese bildet sich nicht zufällig, und sie entsteht durch die Kanalisierung von Bedürfnissen, "Sublimation". Wenn nun daran irgend etwas auszusetzen ist, wenn man es für schädlich hält, das die Einzelnen sublimieren und handeln, wie sie es massenhaft tun, dann sollte Kritik dagegen ins Zentrum des Realitätsprinzips zielen. Dahin, wo es anfängt und aufhört, real zu sein: In die Bedürfnisse. Wenn diese nämlich besonders gut befriedigt werden in der Weise, wie sie das Realitätsprinzip organisiert, ist jedes Argument hinfällig. Zufriedene Einzelne werden nicht einer ideologisch motivierten Askese zustimmen.

Die Fragen, die sich daran anschließen, sind also:

Sind die Einzelnen zufrieden?

Gibt es Anzeichen von Unzufriedenheit?

Zeigen die Einzelnen massenhaft Symptome, von denen man auf Brüche in der Bedürfnisorganisation schließen kann?

Angst und Sparzwang

So betrachtet, bekommt man es zuallererst mit der Angst zu tun. Diese lastet massenhaft auf Menschen, die scheinbar mit allem Nötigen versorgt sind. Depression grassiert, wo die materielle Grundversorgung auf einem historisch hohen Niveau gesichert ist, und zwar auch und gerade für die Ärmsten. Schaut man sich näher an, worin die Angst besteht, wird man fündig. Der Verlust des Selbstwertgefühls ist die abstrakte Basis der Angst. Gesellschaftliches Ansehen ist an materielle Güter gebunden, noch mehr an den Zugang zu Selbstorganisationslegitimation, sprich: Vermögen oder Arbeit, Einkommen. Ist diese Legitimation nicht vorhanden, gehört man zum Pöbel, und das gefällt nicht jedem. Nun kann man dem mit Legitimationsstrategien begegnen, die inzwischen durchaus ihr Recht haben: Man kann nichts dafür, man ist benachteiligt. Auch das gelingt nicht jedem. Aber immerhin taugt es zu einer Art Pöbelehre, mit der es sich durchaus leben läßt. Ein ‚selbstbewußter‘ Prolet kann sich gar dem gehetzten, belesenen Eierkopf der Oberschicht überlegen fühlen. In diese Idylle hinein aber platzt unter dem vorgeblichen Kostendruck, unter dem die öffentlichen Haushalte stehen, eine neue Bedrohung, die ungekannten Schrecken verbreitet: Die Entwurzelung. Sie trifft zuerst die Absteiger, den Neupöbel. Scheidet jemand aus der Gemeinschaft der autonomen Selbstorganisierten, der Einkommensbezieher aus, droht im folgenden: Er hat sein Vermögen zur Grundsicherung einzusetzen und sich an einen Minimalstandard anzupassen. Das bedeutet nichts anderes, als die Trennung von allem Materiellen, das das Leben bis dahin ausmachte. Schließlich muß der Absteiger seine Wohnung verlassen, die zu groß ist oder zu teuer, um von der öffentlichen Hand finanziert zu werden. Es gibt kein Zuhause mehr. Die vier Wände, die man dann beziehen darf, sind nicht nur finanziell von geringerem Wert, sie senken nicht nur die Lebensqualität, sondern sie sind ein Symbol für den Verlust. Sie sind das Gegenteil dessen, was der Mensch als "Zuhause" empfindet.

Den Einkommensbeziehern geht es oft nicht viel besser. Von ihnen wird verlangt, den Standort zu wechseln. Sie dürfen sich kaum mehr an ein Betriebsklima gewöhnen, weil ein solches nicht mehr aufkommt an Standorten, deren Halbwertszeit immer kürzer wird. Man verlangt von ihnen überdies die Bereitschaft, den Wohnort zu wechseln, wenn es dem Erwerb dient.

Diese Drohungen reichen aus, um die Zufriedenheit arg einzugrenzen. Betroffen davon sind alle, denen es passieren kann. Was können die Einzelnen tun, um diese Drohung abzuwenden und ihre Angst zu bewältigen? Als Gemeinschaft könnten sie versuchen, diesen Ängsten entgegenzuwirken, indem sie die Bedrohung aktiv bekämpfen. Eine Gemeinschaft, die solche Zustände nicht akzeptiert, kann sie abwenden. Es sind keine Naturgesetze, die die Menschen entwurzeln, sondern soziale Phänomene. Von einer "Demokratie" sollte man gar erwarten dürfen, daß die Einzelnen als Masse entscheiden, solche Zustände nicht zu dulden. Das Problem liegt aber darin, daß sie als Einzelne handeln. Und sie tun es, so lange sie es können, in der Art, wie sie es können: Indem sie akkumulieren. Man trifft Vorsorge, indem man spart. Dabei könnte jeder wissen, daß das ökonomische System, das die Probleme erzeugt, durch massenhaftes Sparen erst recht ins Trudeln

kommt. Obendrein reichen die Ersparnisse einfacher Einkommensbezieher ohnehin nicht aus, um das Schlimmste zu verhindern. Das wiederum ahnen selbst die fleißigen Sparer, die derart nicht einmal Sicherheit aus ihrer Strategie gewinnen. Dennoch verhalten sie sich so. Die Furcht um die Aufrechterhaltung ihrer Lebensumstände bestimmt ihr Handeln und ihre Einstellungen. Je größer die Angst, desto mehr fokussieren sie auf ihre persönliche wirtschaftliche Situation. Da die Möglichkeiten zu kluger Investition gering sind, gehen sie vor allem zwei Wege: Sie sparen an und vermeiden Kosten. Befragt man diese verunsicherten Menschen als Verbraucher, geben sie an, daß sie zuerst auf den Preis der Ware achten. Dadurch fühlen sich wieder alle bestätigt, die das Hohe Lied der niedrigen Kosten singen. Daß sich Verbraucher trotz des klaren Trends etwas ganz anderes wünschen können, entgeht der Wahrnehmung. Ebenso die Schizophrenie, gleichzeitig konsumieren und sparen zu müssen. Wenn der Erwerb von Waren als Kommunikation notwendig ist, andererseits aber aus unterschiedlichen Gründen gespart werden muß, bleibt nur der Ausweg des Erwerbs von Billigprodukten. So weit kann man also festhalten, daß der Trend zum niedrigen Preis einer Entwicklung folgt, die den Verbrauchern ihr Verhalten eher aufnötigt, als daß sie es aus eigenem Willen zeigen.

Interessant wäre die Frage, ob sie, wenn sie die Wahlmöglichkeit hätten, auch zum billigen Produkt neigten. Wenn sie tatsächlich Service und Qualität geboten bekämen und dafür mehr zu zahlen hätten. Schaut man sich Verbraucherforen an, erhält man zumindest Hinweise auf die wahren Einstellungen der Käufer. Es finden sich massenhaft Beiträge, in denen Konsumenten, die sich betrogen fühlen, ihren Unmut aus deutlichster Kundtun. Es findet sich beinahe niemand, der die Meinung vertritt, es sei für ihn persönlich in Ordnung, wenn etwas, das wenig kostet, auch wenig taugt. Solches liest man von denen, die Qualität kaufen und daher zufrieden sind.

Im Gegenteil ist die Haltung eine, die die Schattenseiten der Kostenvermeidung auszublenden versucht. So finden sich die niedrigsten Preise häufig im Internet-Versandhandel. Regelmäßig beschwerten sich Kunden solcher Anbieter, wenn bei der Kaufabwicklung etwas nicht glatt läuft, wenn Reklamationen verzögert bearbeitet werden oder sie auf Rückzahlungen lange warten müssen. Häufig handelt es sich um Sparfüchse, die per Vorkasse zahlen, um die Nachnahmegebühren zu sparen, obwohl fast alle Anbieter davon abraten. Es läßt sich feststellen, daß die Konsumenten massenhaft ein Risiko eingehen, das zu tragen sie gar nicht bereit sind. Immer in der Hoffnung auf ein "Schnäppchen", tun sie es trotzdem. Was sich zum Teil bei Online-Auktionen abspielt, die extrem beliebt sind, ist ein weiterer Hinweis.

Warentausch und Erwerb sind unter diesen Umständen eine Brutstätte der Frustration. Anbieter und Abnehmer treten in einem als Zwangskontext empfundenen Verhältnis zueinander. Wie der Anbieter den Geiz und den Unmut der Konsumenten fürchtet, fühlen diese sich betrogen, sobald sie die natürlichen Konsequenzen des Preiskampfes zu spüren bekommen. Einzig die echten Betrüger fühlen sich in dieser Atmosphäre wohl. Sie fallen vor dem Tausch nicht auf, weil es ja üblich, Versprechungen zu machen, die kaum einzuhalten sind, und ihre Opfer können sie oft von seriösen Anbietern nicht unterscheiden. Wenn man sich ohnehin ständig betrogen fühlt, verschwimmen die Grenzen zwischen legalem und illegalem Anbieterverhalten.

Es scheint so, als ob die Mixtur aus Kostensenkungsideologie und Selbstsorgementalität am Ende nur Verlierer hinterläßt. Die Atmosphäre ist vergiftet, und wer ein gutes Geschäft gemacht hat, spürt insgeheim, daß ihm ein unverdientes Glück zuteil wurde. So sieht keine Bedürfnisorganisation aus, die auf Befriedigung hinausläuft. Und wenn sich im Grunde alle einig wären, daß sie es so nicht gewollt haben - wo wäre der Ort, an dem sie es sagen könnten?

Demokratie aber lebt davon, daß die Dinge benannt und Probleme kommunikativ gelöst werden. In der Lebenswelt gerät derweil aber alles durcheinander, was den Einzelnen erklären soll, warum die Welt ist, wie sie ist. Die Abläufe wirtschaftlichen Handelns haben jede Anbindung verloren - nicht nur an den Alltag und die Bedürfnisse der Einzelnen sowie die Ziele der Fürsorge, sondern, was in Demokratien verheerend ist, an noch denkbare Legitimationen für den Erwerb von Eigentum. Die Vermarktung von allem und die undurchsichtigen Kanäle des Profits zerstören das Vertrauen der Einzelnen in die Ordnung. Zur Illustration dieses Sachverhaltes:

Jemand brabbelt in ein Mikrofon, unterlegt die dabei entstehenden Geräusche mit der Melodie eines Popsongs und produziert ein Video dazu, in dem ein halbnackter Frosch auf einem Motorrad sitzt. Mit so etwas wird man heute reich, wenn man Glück hat. Überhaupt lohnt es sich, im Taschengeldsektor zu fischen. Teenager geben für ein Geräusch auf dem Handy den Stundenlohn einer Putzfrau aus. Wer skrupellos genug ist, das auszunutzen, kann damit viel Geld verdienen. Sehr viel Geld "verdient" man, wenn man es schon hat. Hedgefonds bewegen Milliarden, um weitere Milliarden zu gewinnen (oder auch zu verlieren). Zugang zu diesen Spekulationsvereinen haben nur extrem potente Teilhaber. Die Resultate dieses Spiels können ganze Regionen ins Elend stürzen. Darüber mag man sich ohne weiteres aufregen, aber damit ist es nicht getan. Wirtschaften als verantwortungsloses Spiel, als Anarchie des Eigentums, hat längst dazu geführt, daß niemand mehr ans "Verdienen" von Reichtum glaubt. Die Einzelnen erleben also zunehmend die Sicherung von Eigentum als gewaltsame Verteidigung einer geraubten Beute. Auch wenn sie dann nicht losziehen und es sich mit Gewalt holen, hat das Konsequenzen. Der Staat, der dieses Unrecht organisiert, wird dafür verantwortlich gemacht. Es ist nicht mehr der Staat der freien Bürger, sondern der der Gewinner, die ihn gegen die Verlierer wenden.

Die Wirtschaftstheorien, die bislang noch mit einer soziologischen Basis der Ökonomie handelten, werden damit hinfällig. Eine Arbeitswerttheorie verliert unter diesen Bedingungen jeden Sinn. Um die Religionssoziologie ist es nicht besser bestellt. Keine protestantische Ethik wäre radikal genug, sich noch den Erwerb aus gottgefälligem Handeln zu erklären. Und wie soll eine Welt aussehen, in der man für seine Arbeit einen gerechten Lohn erhält?

Aus Sicht des Gemeinschaftshandelns, der Fürsorge und ihrem ethischen Anspruch steht das Dasein zwischen Erwerb und Konsum auf der anderen Seite. Es sind "die anderen", die handeln, vielleicht "das System", man hat keinen Einfluß darauf. Die politische Kaste hat daher inzwischen eine Aufgabe zu lösen, die fast aussichtslos erscheint, nämlich, die Einzelnen trotzdem ans politische System zu binden. Man kann es den Damen und Herren gar nicht verübeln, wenn sie ihr Klientel rüde zu manipulieren versuchen und den Versuch aufgeben, wirklich zu überzeugen. Ihre Hauptaufgaben driften auseinander: Die Organisation des Staates und die Herstellung von Legitimität. Sie müssen eine Wirklichkeit organisieren, die nicht mehr als legitimierbar betrachtet wird. Die Flucht nach vorn kann aber nicht mehr funktionieren. Es können sich nicht alle den wirtschaftlichen Zwängen beugen, während einige davon ungemein profitieren. Diese Binsenweisheit muß in der Organisation der Wirklichkeit berücksichtigt werden. Es bedarf dringend einer nicht - kapitalistischen Basis der modernen Gesellschaften, die sich gegen die Erosion durch ökonomische Unvernunft behauptet. Dazu müssen völlig neue Wege gegangen werden.

Daß die sozialen Sicherungssysteme nicht auf diese Situation hin ausgelegt sind, weiß man. Daß eine Abschaffung der Marktwirtschaft nicht in Frage kommt, weiß man. Daß die Implementierung von Arbeitnehmerrechten ins System die Situation nicht hat ändern können, weiß man ebenfalls. In der aktuellen Situation geht es nicht mehr darum, Hunger und Seuchen abzuwenden. Das ist die gute Nachricht. Wenn man sich also die Frage stellt, wie der vorhandene Reichtum zu verteilen ist, sollte man wissen, daß man die Sphäre des Ökonomischen verlassen sollte, um zu brauchbaren Antworten zu gelangen. Es geht dann nicht mehr um Eigentum und Erwerb, sondern um Teilhabe an der gesellschaftlichen Wirklichkeit. An diesem Mangel nämlich leiden alle, einschließlich derer, die ihr Geld nicht mehr alleine tragen können. Ob und wie materielle Güter zu teilen und verteilen sind, ist eine Frage der Mangelwirtschaft, die also der Wirklichkeit nicht mehr entspricht. Wenn Überfluß nicht geteilt wird, weiß man, daß jede Verteilungsethik gescheitert ist. Daran kann man arbeiten.

Die Basis eines Austauschs über die Probleme muß zuerst hergestellt werden. Man muß sich darüber klar werden, daß die Einzelnen voneinander abhängig sind und ihr Handeln das Ganze beeinflusst. "Die anderen" sind insofern eben nicht nur jenseits der Grenze, sondern sie gehören zu Gemeinschaften, denen man selbst ebenfalls angehört. Das Wissen darum zu transportieren, gehört ins Zentrum jeder politischen Betätigung. Es genügt aber freilich nicht, es bei der Feststellung zu belassen, daß wir "alle in einem Boot sitzen". Es gilt vielmehr, ein Bewußtsein von Gemeinschaft erst wieder herzustellen. Wenn also so viele Einzelne sich als Opfer der Entwicklung fühlen, muß

man das zuerst wahrnehmen. Dann muß man es zum Ausdruck bringen. Schließlich muß man der Überwindung dieses Zustands hohe Priorität einräumen. Wer dies bedenkt, wird seine Bedenken sogleich zu fruchtbarem Zweifel an den aktuellen Prioritäten des Politischen nutzen. Die Konkurrenz um das Image des besten Verwalters öffentlicher Gelder, als was sich Politik heute versteht, gerät aus dieser Perspektive zur Farce. Mit Recht fühlen sich die Einzelnen auf Funktionen des Ökonomischen reduziert, und zwar von denjenigen, die den Auftrag haben, sie zu vertreten und ihr Wohl zu mehren. Daß sich kaum mehr jemand für politische Inhalte interessiert und viele auf den Heilsbringer warten, von dem sie wissen, daß er nicht kommen wird, zeigt, daß die Sorgen der Einzelnen nicht Gegenstand des Diskurses sind. Das würde sich auch in "besseren Zeiten" kaum ändern. Zwar könnten durch eine günstige Wirtschaftsentwicklung einige Ängste erheblich reduziert werden, aber eine qualitative Veränderung der Anbindung der Einzelnen an den politischen Diskurs fände auch damit nicht statt. Die Einzelnen haben das Bedürfnis, sich einzurichten. Es hilft ihnen dabei durchaus, wenn sie sich die Möbel von Ikea leisten können, aber das ist es nicht, dessen sie im Innersten bedürfen. Sie wollen vielmehr ihre Lebenswelt gestalten. Vielleicht hätten sie sogar Ideen dazu, wenn man ihnen die Sicherheit gäbe, dort, wo sie leben, eine Existenz aufbauen zu können. Das heißt wieder einmal nicht, daß sie ein Geschäft eröffnen wollen und auf die wirtschaftliche Lage warten, die ihnen das erlaubt. Es bedeutet schlicht, daß sie das Gefühl haben wollen, an ihrem Ort etwas zu gelten. Die Einzelnen passen sich zwar der technischen und ökonomischen Entwicklung an, so gut sie es können, aber sie sind keine Solonomadnen, die überall und nirgends zurechtkommen. Einzig die jungen und ehrgeizigen passen in das Schema des allseits flexiblen Mitarbeiters, wie Ökonomen sich den perfekten Menschen vorzustellen scheinen. Hier wäre der Kern dessen freigelegt, das souveräne Politik von schlechter Ökonomie unterscheidet: Im Dienste der Menschen würde man sich Gedanken machen, wie es möglich wäre, die Wirtschaft zu den Menschen zu bringen. Ihnen Sicherheit zu geben, hätte Priorität. Das müßte dort beginnen, wo sie auch dann etwas gelten, wenn es einmal nicht so gut läuft. Wenn sie Opfer einer für sie ungünstigen Entwicklung werden, muß man ihnen lassen, was sie haben und zusehen, wie sich das Blatt mit ihrer Hilfe wendet. Um eine allgemeine Depression und ein Abgleiten in soziale Anarchie zu verhindern, muß die sozialökonomische Unschuldsvermutung eingeführt werden. Wer keine Arbeit hat, kann nichts dafür, und Ausnahmen bestätigen die Regel. Eine Gesellschaft, die glaubt, sie könne keine Taugenichtse aushalten und müsse deshalb soziale Absteiger in den Staub treten, ist genau so demokratisch wie eine, die glaubt, man könne Kriminalität abschaffen.

Im Gegenteil kann eine Situation, in der das Engagement der Einzelnen in so hohem Maße brach liegt, nur mehr Ansporn dazu sein, sich das Beste vorzunehmen. Es ist keine Frage des Geldes. Es ist eine Frage der Ziele, die man sich setzt.

.
. .
.

Fragen, die ich mir häufig gestellt habe:

Warum eine "Polemik"?

Wissenschaft als systematische Denk- und Arbeitsweise glaubt gern, ihr Wert bestehe darin, abgeschlossene Prozesse und fertige Erkenntnisse zu präsentieren. Die Angst, sonst jeden Wert zu verlieren, treibt sie dazu, immer so aufzutreten, als sei das, was sie zu sagen hat, unbestreitbar. Dabei ist das Gegenteil der Fall, wenn die Rücksicht auf Aktualität ihr häufig aufzwingt, sich zu äußern, ehe sie auch nur gefestigte Erkenntnisse liefern kann. Andererseits überläßt sie so das Feld, auf dem um Überzeugungen gerungen wird, einer "Politik", die Widersprüche und Dummheiten in einem unerträglichen Maße verbreitet. Eine Polemik ist in diesem Zusammenhang ein streitbarer Beitrag, dem durchaus wissenschaftliches Bemühen zugrunde liegt. Sie versucht nicht, zu vereinfachen, was nicht zu vereinfachen ist. Sie denkt so komplex, wie die Materie es erfordert. Und sie wagt sich weit vor, in dem Wissen, daß sie Irrtümer beinhaltet. Anders als die hohe Wissenschaft, trägt sie dem Prozeß der Korrektur nach außen. Sie dreht sich nicht so lange um sich selbst, bis sie sich "sicher" ist, um fortan ihre Resultate zu verteidigen, sondern sie versucht sich öffentlich und verlegt den Prozeß der Erkenntnisproduktion in den Streit. Damit folgt sie in einer schriftlichen Form der Dialektik, die sich als Kunst des Dialogs verstand. Überhaupt besteht ein Zusammenhang zwischen einer offenen Dialektik und der Polemik. Diese fordert nämlich das Ungesagte ein, sie produziert kein festgesetztes Wissen aus schlecht befriedeten Widersprüchen, sondern sie stellt ihre Erkenntnis zur Disposition. Sie verteidigt nicht ihre Position, sondern sie erschüttert die Positionen des Diskurses. Polemik wird oft mißverstanden, weil sie, aus der Gewohnheit einer wissenschaftlichen Kommunikation betrachtet, gegen die Regeln verstoße. Diese Regeln aber sind nicht ihre, und sie lassen sich im Zeitalter hoch beschleunigter Diskurse ohnehin nicht mehr halten. Insofern ist mein Versuch einer Polemik auch der Versuch, die Kommunikationsweise der Wissenschaft anzugreifen. Wenn man von der öffentlichen Kommunikation befürchten muß, daß sie keine mehr ist, so muß man von der wissenschaftlichen befürchten, daß sie keinen Einfluß mehr hat, daß sie weitgehend ungehört bleibt und nur noch von denen gehört wird, die ohnehin eine andere unumstößliche Meinung haben.

Muß ich Marcuse gelesen haben, um den Text zu verstehen?

Nein, aber es schadet nicht. Der weitgehende Verzicht auf Referenzen dieser Art dient dem Versuch, ein sehr komplexes Thema nicht zu sehr mit Hintergründen zu belasten, die nicht viel zum Verständnis beitragen. Im Hinblick auf Marcuses "Triebstruktur und Gesellschaft" drängte sich mir die Erwähnung allerdings auf. Die Konfrontation der Psyche der Einzelnen mit der Gesellschaft in der sie leben und der Bezug auf die Wirklichkeit der Bedürfnisbefriedigungen findet sich dort in einer sehr lesbaren und nachvollziehbaren Form. Faszinierend auch die Akzentverschiebung von einer ökonomischen Philosophie wie der Marxschen zu einer der Bedürfnisse. Darin liegt nicht nur der Gedanke, daß Ökonomie ursprünglich der Versorgung dient(e), sondern auch die Verschiebung des Akzents von einer Produzentenwirtschaft hin zu einer Konsumentenwirtschaft. Im übrigen macht lesen schön. Im Anhang findet sich eine Liste empfohlener Lektüre für die, die sich gern durch schlaue Texte kämpfen.